

Lustig munter schritt alles wieder an die Arbeit. Gott Lob, dass alles gut vorüberging. Wie leicht hätte einer von uns das Zeitliche segnen können. Ein solch heftiger Hagel von Schrapnellkugeln auf uns kam bis heute nicht vor. Abends setzte heftiges Infanteriefeuer ein auf unsere Nachbarkompanie links von uns. Bis zwölf Uhr ratterten eigene Maschinengewehre hinüber auf vorstoßende feindliche Sturmabteilungen, welche unsere Feldwachstützpunkte besetzen wollten. Auch unsere Feldwache blieb nicht müßig, sondern wehrte jeden versuch, einen wichtigen Punkt in Besitz zu nehmen, blutig ab. Im Handgemenge Bajonett auf, vertrieben sie die wütenden Asiatenstämme, die wie wilde Tiere auf sie hereinstürmen wollten. Was sich retten konnte von ihnen jagte im Laufschrift in ihre Ausgangsstellung zurück, verfolgt von unseren Maschinen. Erst um die Mitternachtsstunde wurde es ruhig. Während dieses heftigen Gefechtes bauten wir das ganze Dachwerk auf und belegten dieses mit Rasenziegel und oben auf kleine Bäumchen als Maskierung, da sich unser Graben am Saume eines mit struppigen Buschwerk verwachsenen Jungmaies dahinzog. Hier musste wieder jede Erdbewegung nach außen hin der Umgebung täuschend angepasst werden, um ja dem Feindesauge kein Ziel zu geben. Als es schon gegen die dritte Morgenstunde ging konnten wir von der vollendeten Arbeit den Heimweg antreten. Todmüde und schläfrig durchschritten wir bei stockfinsterer Nacht das ansteigende Gelände durch den niedrigen Föhrenwald heim zur Batterie, wo wir bei Morgengrauen ganz erschöpft eintrafen und uns sofort ins Gras zur Ruhe begaben.

30. Juli. Am Vormittag kam der Befehl zu mir: „Zum 2. Geschütz als Richtvormeister einrücken.“ Es wäre mir wohl beim 4. Geschütz bei meinen Kameraden lieber gewesen, als zur tschechischen Bedienungsmannschaft gehen zu müssen. Doch Befehl ist Befehl. Es gab da keine Widerrede. Vom Freund Michalka Edi übernahm ich das 2. Geschütz und auch im Zelte seinen Platz. Die tschechische Mannschaft war wohl auch pflichteifrig im Dienste, doch während der Ruhe konnte ich mich nicht heimlich fühlen, da sie ja immer tschechische Sprache führten in ihrer Unterhaltung. Das eine Gute hatte ich, dass ich ja von meinen alten Wiener Kameraden nur dreissig Schritte entfernt im Zelte war. Da ging ich halt zu ihnen oder der eine oder andere kam zu mir. Kalmar Ludwig war schon Geschützfürer vom 2. Geschütz, ein Jude, doch an Kameradschaft kein Unterschied.

Den Nachmittag hindurch gab es Arbeit beim Geschützstand und Munitionswagen, neues Hilfsziel auf einer gut sichtbaren Stelle vor den Geschützen, drüber dem Sumpf, auf einem großen mit wuchtiger Baumkrone bedachten Föhrenstamm befestigt, und abends beim Schießen wurde eine Laterne mit roter Scheibe auf das Holzkreuz gehängt. Für Leutnant Herz ein kleines Kisterl angefertigt, für eine seltene Schlange, welche er am Vormittag im Waldmoos antraf und für Studienzwecke einfieng.

Zum Nachtmahl lud mich heute ein Kamerad ein, der ein schmackhaftes Gänschen als Braten zubereitet hatte. Woher er dieses hatte erfuhr man nicht. Sicherlich schlich er sich heimlich ins nächste Dorf zurück und nahm ein in einem Bauerngehöft, wo niemand wusste, wohin das liebe Tierchen gekommen war. Unter den Fahrkanonieren gab es gar manche solcher Kerle, die mit dem Requirieren gut umgehen konnten. Schon lange war es her, dass solch ein Leckerbissen in meinen Magen gelangte.

31. Juli. Ruhe an unserem Abschnitt bis 2. August.

3. August. Generalfeldmarschall Hindenburg hat den Oberbefehl übernommen. Bei Befehlsausgabe hielt hierbei Oberleutnant Tiletshky eine ernste Ansprache an uns über die Bedeutung der Übernahme des Oberbefehles der verbündeten Kriegsherrn.

4. August. Im Laufe des Vormittags ging es wieder einmal beim Geschütz laut her. Die ganze Batterie schoss in Lagen mit Egrasitgranaten auf einen stark verschanzten Stützpunkt der gegenüberliegenden feindlichen Infanterie. Eine volle halbe Stunde trommelten unsere Stahlzigarren auf die Stellung des Moskali, dass nichts mehr beisammen blieb, was dort an Befestigung geschaffen wurde in den letzten Ruhetagen. Unsere braven Aufklärer berichteten nach dem Einstellen unseres vernichtenden Wirkungsfeuers, dass wohl kaum jemand lebend aus dieser Schanze herausgekommen sein wird. Alles was übrig blieb, war ein Trümmerhaufen, ein Granatloch neben dem anderen. Die Russen haben wohl nicht gedacht an solch ein Höllengespenst, welches ihnen alles zum Teufel hieb. Unsere Schwere versetzte sie schon oft und oft in Angst und Schrecken. 120 Schuss in einer halben Stunde vernichteten dieses Mal einen Schlüsselstellungspunkt, von wo aus unserer Infanterie viel Gefahr drohte. Hier gab es nicht so leicht mehr eine ausgebaute Schanze, auch wenn sie im Kriege wieder vom Neuen gebaut wird, denn unsere Einschüsse ließen wohl eine Neuerrichtung kaum zu.

Nach dem Feuereinstellen gab es dieses Mal wieder viel Reinigung der geschwärzten Geschützrohre. Die Verschlüsse und Drall im Inneren des Rohres, sowie die Gleitbahn auf der Wiege bekamen wieder frisches Rohrvaselin. Zur Zeit der Menage konnte alle Mannschaft abtreten und sich die eingebrannten Bohnen, Suppe und kleines Stückchen Rindfleisch hernach gut schmecken lassen. Brot war hier wieder sehr wenig und auch gar nicht schmackhaft. Doch der Hunger schlang es doch hinunter, als wäre es ein Apfelstrudel oder sonst eine rare Mehlspeise. Um ein Uhr mittags, gleich nachdem ich mich ein wenig ausruhen wollte am bemoosten Erdboden, kam schon wieder der Befehl für mich, zum Beobachtungsstand zu kommen, das Scherenfernrohr zu befestigen. Herr Oberleutnant sorgte immer für mich, dass ich ja nicht zu lange im Berufe untätig sein sollte.

So ging ich halt wieder hinaus an die Waldlisere um auf dem Hochstand das Scherenfernrohr an einem Querbalken zu befestigen. Die Sappeure von Mautern errichteten in den vergangenen Tagen einen Hochstand, der zirka in 32 Meter Höhe zwischen vier nebeneinander stehenden Föhrenstämmen ein vollkommenes Blockhaus bildete. In sechs Abständen auf Querbalken befestigten Platzl, jedes von ihnen mit einer primitiven Leiter versehen, gelangte man in die Stube hinauf. Hoch oben in schwindelnder Höhe schaukelte sich der letzte Boden im Winde, als wäre man auf einem Meeresschiff in sturm bewegter See. Die Baumkronen rauschten und säuselten ihre

eigene Melodie im Hochwald. Hoch oben in luftiger Höhe war ihr gewohntes Liedchen zu vernehmen. Wie schaurig war einem da zu Mute, als man von einem Eck ins andere geschleudert wurde. Doch auch all dies gewöhnt man, wenn nur so keine Gefahr des Absturzes droht oder feindliche Geschosse ihr Ziel hierher nahmen, wie es uns heute noch passierte. Durch das Fernrohr konnte man hier die Russen am Kornfeld sehen, die eifrig beim Einführen beschäftigt waren. Eine Unmenge Russen bemühte sich das überreife Korn unter Dach zu bringen.

Um die fünfte Nachmittagsstunde fiel es einer feindlichen 12 Zentimeter Batterie ein, ihre Granaten genau auf unseren Hochstand zu schicken. Die ersten Schüsse verirrten sich in das Wiesengelände vor uns, einige hundert Meter zu kurz. Der Aufschlag hob einen Trichter aus, im Durchmesser von einem Meter. Der Moskali aber legte seine Geschosse immer näher und schon beim fünften Schuss erreichte er einige Meter links von den vier Baumstämmen des Hochstandes bereits sein Ziel. Die nächsten gingen weiter zurück, aber durch die weitere Distanz wurde die Flugbahn gehoben, und eine Granate sauste über unser Blockhaus, zwei Meter über unseren Köpfen, durch die Baumwipfeln, riss eine Menge Äste ab, die hernach mit Knacken und Rauschen in die Tiefe stürzten. An einem Baumstamm zu ebener Erde kreperte die Granate mit einem ohrenbetäubenden Getöse und riss den Stamm bis auf acht Meter hinauf auf, worauf der obere Teil knickte und sich auf einem daneben stehenden Baum anlehnte, aber nicht herunterfiel. Es folgten noch zirka zehn Schüsse hintereinander, welche aber alle zurück in den Wald gingen, wo sie niemandem Schaden zufügten. Die aufgeworfenen Granattrichter füllte eine herbeieilende Mannschaft der Sappeure mit Erde, damit niemand hineinfallen konnte, beim nächtlichen Passieren dieser Stelle. Bei Einbruch der Dämmerung verließ ich den Hochstand und eilte zur Batterie heim, wo ich gegen neun Uhr abends bei meinen Leuten ankam.

Die Nachtmahlmenage mundete vorzüglich, denn es gab heute ausnahmsweise zum Kaffee eine Zubuße. Ein Stück Edamerkäse mit Brot kam zur Verteilung.

5. August. Schon um fünf Uhr früh hörte man das Surren eines nahenden feindlichen Fliegers. Alles musste sich ruhig verhalten, kein Laut ertönen, sonst könnte damit unsere gedeckte Stellung verraten werden. Der Flieger zeigte sich bereits über dem Gelände unserer Infanterielinie und nahm Kurs direkt auf uns. In einer Höhe von 400 Meter umkreiste die feindliche Maschine die Waldblöße und ging sogar auf 200 Meter herunter, um noch genauer seine Beobachtungen machen zu können. Mit freiem Auge konnte man den Piloten und Beobachter wahrnehmen, wie sie sich bemühten, die Schwere ja bestimmt hier zu finden. Vielleicht haben sie doch etwas gesehen? Ohne unseres Wissens. Folgen von diesem Besuch spürten wir aber nicht.

Um sieben Uhr früh holte mich die Tagcharge zum Telefon, wo mich der Beobachtungsoffizier benachrichtigte, ich soll sofort mit der Mannschaft hinauskommen, um beim Hochstand einen geräumigen Offiziersunterstand zu bauen. Also ging es wieder hinaus ans Waldeck um mich einige Tage mit dem Bau zu beschäftigen. Sechs Mann, darunter zwei Zimmerleute, traten mit Schanz- und Werkzeug an und schon ging es ins Freie zum Beobachtungs - Hochstand. Hier erwartete uns schon Leutnant Wirt und gab uns die Stelle an, wo er sich den Offiziersunterstand bauen lassen will. Ein stilles Plätzchen im Föhrenjungwald sollte den Beobachtungsoffizieren hier Schutz gegen feindliche Geschosse und den Unbilden der Natur bieten.

Im Ausmaß von zwanzig Quadratmeter Bodenfläche soll in einigen Tagen hier die Erdwohnung entstehen, mit vollem Mut ging es nun an die Arbeit. Die Sägen setzten ein, legten in kurzem Zeitraum die jungen Nadelbäumchen um und nach einer halben Stunde ging es daran die Erde auszuheben. Wir Holzarbeiter fällten im Hochwald die schlanken Stämme um sie für die Wände und Dachwerk zuzurichten. Den ganzen Tag mühten wir uns ab, um bis zum Abend die rohe Arbeit fertig zu stellen. Im Laufe des ganzen Tages gab es Ruhe an den Linien. Nur hie und da störten einzelne Infanterieschüsse die Ruhe des Tages. Die liebe Sonne meinte es heute besonders gut mit uns. Ein herrlicher wolkenloser blauer Himmel wölbte sich über uns. Im kühlen Walde ging die Arbeit mit Freude dahin. In der Mittagspause legten wir uns unter dem schattigen Jungwald um uns von der Anstrengung des Erdaushubes zu erholen. Eine volle Stunde schlief die ganze Mannschaft und jeder träumte nach seiner Art. Besonders ich wollte gar nicht munter werden, bis mich ein Kamerad bei den Füßen packte und mich einen Meter fahren ließ.

Am Nachmittag stieg ich auf den Hochstand hinauf, befestigte drei Leitern mit Klampfen, da der Wind sie schon ganz gelockert hatte. In luftiger Höhe hing ich auf Steigeisen gestützt, und mit viel Geschicklichkeit mussten die Eisenklammern in die Stämme eingehauen werden. Mit der linken Hand Halt um den Stamm, die rechte die Hacke zum Einschlag bereit, hing ich hoch oben in schwindelnder Höhe. Ein anderer Kamerad, mir gegenüber, der mir den Querbalken auf die Stelle hielt, wo sie verbunden werden sollten. Mit vereinter Kraft vollbrachten wir auch diese schwierige, für uns ungewohnte Arbeit. Hernach besuchte ich meinen Kamerad am Telefon, oben in der Stube. Eine wunderschöne klare Fernsicht bot sich meinen Augen. Die feindliche Infanteriegrabenlinie lag von Norden nach Süden sich ziehend vor uns. Mit dem Scherenfernrohr ließ sich alles wahrnehmen, was im Graben vorging. Eine nennenswerte Bewegung fand heute drüben nicht statt, daher auch die Ruhe. Nur hie und da sah man ein Russengespann, welches Korn vom Felde holte. So eine Kleinigkeit wurde nicht beachtet um mit Artillerie dieses Ziel zu beschießen. Leutnant Wirt gab mir auch die erspähten feindlichen Stützpunkte, vermeintliche feindliche Batteriestellungen bekannt, die ich mir durch das Scherenfernrohr ins Fadenkreuz herbeiziehen und genau beobachten konnte.

Die Russen arbeiteten auch an dem Ausbau ihrer Stellungen, die sich am jenseitigen Ufer des vor Beolin vorbeiziehenden Sumpfgeländes dahinschlängelten.

Als es bereits gegen die sechste Abendstunde ging verließ ich die Kameraden am Hochstand und kehrte zu meinen Arbeitskameraden zurück, die schon froh waren, für heute Schluss machen zu können. Das Werk- und Schanzzeug versorgten wir im Dickicht des Jungwaldes und traten vergnügt den Heimweg an. Zu Hause bei der Batterie erwartete uns bereits das Nachtmahl, Schweinsgulasch, jedoch kaum Fleisch sichtbar, Kartoffel im Überfluss. Wir ließen uns dieses jedoch gut schmecken, da heute der Hunger ziemlich kräftig war, nach so schwerer Erd- und Holzarbeit. Die Mannschaft von der Batterie vergnügte sich mit Kegelscheiben und Kartenspiel, doch wir fanden keine Luft mehr hierzu, da ein jeder von uns froh war, sich ins Gras legen zu können um auszuruhen von den vielen Anstrengungen der Bauarbeit beim Hochstand. Die eingelangte Post kam noch zur Verteilung, doch zum Rauchen wieder nichts dabei. Lauter Kommissstabak musste als Zigaretten geraucht werden.

6. August. Die Batteriemannschaft erhielt den Befehl: heute wird für Telefon und Offizierszelte der Unterbau hergestellt. Unsere Arbeitspartie ging an die Arbeitsstätte von gestern, um dort weiter zu bauen. Wieder ein herrlicher Tag angebrochen, an welchem viel geschaffen werden konnte. Als es Abend war stand der Unterstand bereits mit Dachwerk und abgedeckt mit Rasenziegel fertig da, somit schon gegen Regeneinbruch geschützt.

Das 3. Geschütz gab sechs Granatschrapnell auf ein russisches Fuhrwerk ab, das am Felde Korn aufladen wollte. Der Wagen lag beim dritten Schuss schon in Trümmer und die Mannschaft suchte das Weite, zurück in den nahegelegenen Wald.

7. August. Die vergangene Nacht herrschte ungemeine Schwüle, dass man kaum Ruhe im Schläfe finden konnte. Erst gegen zwei Uhr früh brachte uns ein sich erhebender Luftzug Erfrischung. Von da an fanden wir einen ruhigen kräftigenden Schlaf, der uns so wohl tat. Schon zeitig früh, als die liebe Sonne eben ihr Antlitz zeigte, ober den Wipfeln des von den Russen besetzten Waldes, ratterte ein feindlicher Flieger auf unsere Stellung zu, ging auf zirka zweihundert Meter nieder, kreiste um das vor uns gelegene Sumpfgelände und suchte unsere Stellung, die aber so gut getarnt und maskiert im Boden versteckt lag, dass ein Finden kaum denkbar war. Die Mannschaft lag noch in den Zelten, nichts rührte sich im Lager. Nur die lieben Vögel ließen ihr fröhliches Morgenliedchen ertönen. Hier in dieser Stellung fand man die gefiederte Bewohnerschaft des duftenden Kiefernwaldes besonders freudig gestimmt. Trotz heftigen Artilleriefeuers ließen sich diese Geschöpfe nicht beirren, sie blieben und priesen Gottes Ordnung in ihrem bezaubernden Gesang. Viele angenehme Morgenstunden beschieden sie uns mit ihrem Konzert.

Der Flieger nahm um ½6 Uhr früh neuen Kurs gegen Süden und verschwand. Jetzt erst begann reges Leben in unserer Geschützstellung. Alles kroch aus den Zelten hervor, wusch sich und nahm das Frühstück ein, das eben die Fahrküche gebracht hatte.

Die Sonne verschwand immer mehr in einer grauen Wolkenbank, bis sich alles ins Graue verwandelte. Der Regen folgte vormittags. Ich selbst besorgte noch kleine Innenarbeiten im Unterstand beim Hochstand draussen. Für Liegestatt und Sitzgelegenheit musste noch das Notwendigste hergerichtet werden.

Im Laufe des ganzen Nachmittags setzte feindliches Artilleriefeuer auf unsere Infanteriestellung der 84er und 10er Jäger ein. Unzählige leichte und auch schwere Granaten sollten die Gräben sturmreif trommeln, doch sollte er sich umsonst abgemüht haben. Die eigene Infanterie lag größtenteils im zweiten Graben, der sich am Waldesrand gedeckt dahinzog.

Als die Dämmerung eintrat, setzten gewaltige feindliche Sturmkolonnen ihre Schwarmlinien zum Angriff ein. Kaum stiegen dieselben aus dem Graben empfing sie schon ein Hagel von Schrapnellgeschossen, durch diese durchzukommen kostete dem Feind unzählige Opfer. Auch unsere Batterie erhielt sofort den Befehl: „Feuerbereit“, doch zum Schuss kam sie nicht. Die leichten Kanonen- und Haubitzbatterien besorgten allein die Abwehr, welche ihnen auch ohne unsere Mithilfe gelang. Den Stützpunkt bei Boldury wollten die Moskali gerne nehmen. Dieser mutwillige Vorstoß auf unsere Stellung brach mit enormen Verlusten für sie in unserer Abwehrfeuer blutig zusammen. 250 Gefangene konnten unsere braven Bolfraser und Kopaljäger einbringen, die in später Nachtstunde an unserer Batteriestellung vorbei zurück ins Etappengebiet, vorerst nach Stanislavcik, geführt wurden.

Zwei neue Kanonenbatterien bezogen unweit von uns ihre neue Stellung. Hier in einem kleinen Abschnitt stehen jetzt zehn Batterien, welche die Aufgabe hatten, jeden weiteren Vorstoß des Feindes zu verhüten. Hier soll auch die neue Winterstellung ausgebaut werden, daher muss alles bomben- und granatsicher in einer Eisen- und Betonmauer erstellt werden. Die Befehle hiezu erfolgten bereits heute vom Heeresoberkommando Hindenburg, welche uns allen bei der Befehlsausgabe zur Verlesung gebracht wurden.

Um zehn Uhr abends richteten wir unsere Geschütze auf Nachtziel ein und konnten uns zur Ruhe begeben. Während der Nacht ließ sich noch schweres feindliches Geschützfeuer im Nachbarabschnitt hören. Die Aufklärer meldeten vom Aufsteigen eigener Leuchtraketen und auch eigene Artillerie setzte ein, um der um Hilfe rufenden Infanterie die Abwehr der vorstürmenden Tatarentruppen zu erleichtern. Gegen Mitternacht gelang es den feindlichen Angriff zum Stillstand zu bringen. Viele Tote und jammernde Verwundete lagen vor den Drahtverhauen im Vorfeld draussen. Die sich noch auf den Füßen weiterschleppen konnten kamen mit Hilferufen zum Graben und suchten bei der eigenen Infanterie hier Schutz und ärztliche Hilfe. Gefangenschaft zogen sie vor, als elendig zu Grunde zu gehen, oder gar in den Ausgangsgraben zurückzukehren. Jedenfalls hatten sie drüben keine Freude mehr. Der Angriff misslang vollständig, die Ruhe kehrte wieder ein und wir kamen endlich um ein Uhr zum ruhigen Schlaf.

8. August. Schon am frühen Morgen sprang alles munter aus den Zelten, denn heute brach ein herrlicher Tag an. War heute schon um vier Uhr früh auf den Beinen. Was gibt es hier so Wichtiges, dass schon so zeitig Tagwache gemacht werden musste? Um ½5 Uhr erhielten wir den Befehl zum Holzfällen für die bombensicheren Munitionsnischen und Mannschaftsunterstände. Der Bau der Winterstellung begann mit dem heutigen Tag. Unweit der Geschützstellung begann ich mit zwölf Mann das Umschneiden der Bäume, die für unsere Nische und Unterstand bestimmt sind. Eine andere Partie hob die Erde aus. Im Ausmaß von acht Meter Länge, fünf Meter Breite soll unser künftiger gedeckter Aufenthalts- und Schlafunterstand gebaut werden, dreieinhalb Meter Tiefe, damit auch die Decke bombensicher mit Balken längs und quer übereinander geschlichtet, hernach mit Rasenziegel belegt werden konnte. Nach einem eigenen Lageplan soll unsere Winterstellung erstehen. Fünfzehn Meter hinter der Geschützlinie öffneten sich die vier gruben der Mannschaftsschlafräume. In der Mitte der Wache- und Telefonraum. Die Offiziersmesse fünfzig Meter hinter uns. Für die Unterkunft der Offiziere sah der Plan zwei Blockhäuser vor, die etwas links von unserem Lager zur Aufstellung gelangen sollen.

Ich sah für mich hier schon wieder eine Unmenge Berufsarbeit. Da nimmt das Besserwerden kein Ende. Auf mindestens ein Monat hatte alles genügend Beschäftigung an diesem Ausbau. Jeder von uns setzte jetzt alles daran ja bald unter einem dichten sicheren Dach schlaf zu können. Wie schön war es im vergangenen Winter in unseren Stellungen. So wollen wir hier eine noch bessere und zweckdienlichere Winterbehausung für uns erstehen lassen.

Mit vollem Eifer arbeitete jeder von uns, da es doch galt sein eigenes Heim zu schaffen. Den ganzen Tag hindurch regten sich die Hände aller. Jeder auf seinem ihm gegebenen Arbeitsplatz.

Als die liebe Sonne sich beeilte im Westen zu versinken schritt ich mit einigen Kameraden auf den Hochstand hinaus, woselbst eine dringende Maskierung vorzunehmen war. Ein feindlicher Flieger umkreiste eben die Stelle, in der er unsere Beobachtung vermutete. Daher verblieben wir einstweilen im Hochwalde um nicht gesehen zu werden. Als es bereits zu dämmern begann, konnte ich an die mir befohlene Arbeit schreiten. Circa eine halbe Stunde gab die Maskierung Beschäftigung für uns. Noch ein wenig auf den Hochstand geklettert zu Kamerad Jellitsch, der mir von den heutigen Beobachtungen an der feindlichen Linie eingehend berichtete. Hegte stets großes Interesse an allem Vorgefallenen des Tages im Frontbereich, drüben, sowie bei unserer Infanterielinie. Heute gab es wieder allerlei Neues. Beiderseitiges Artilleriefeuer in unserem Abschnitt, jedoch unsere Schwere kam nicht zum Schuss, nur Haubitze- und Kanonenbatterie belegten feindliche Ziele mit Granaten. Jellitsch Max zeigte mir noch auf der Karte alle erspähten feindlichen Punkte, die jedenfalls morgen an die Reihe kommen werden. Selbe zu zerstören wird die Aufgabe einiger hier in diesem Raum stehenden Batterien sein.

Die finstere Nacht sank hernieder, wir kehrten heim. Im Telefonzelt der Geschützstellung erwartete mich die eingelangte Post. Unter anderem endlich ein 35 Dekagramm Paketerl von Schwesterl Ida mit Zigaretten gekommen. Natürlich rauchte alles mit mir. Galt es doch immer echte Kameradschaft zu pflegen. Einer für Alle, Alle für Einen. Bis zwölf Uhr verweilte ich noch im Kreise meiner diensthabenden Freunde und kehrte bei Ablösung in mein Zelt vom 2. Geschütz zur Ruhe.

9. August. Heute früh etwas später aufgestanden, da mir die Nacht ein wenig kurz vorkam. Der Kaffee stand schon lange neben meiner Liegestatt, ein Kamerad nahm in mir schon um sechs Uhr früh, als die Fahrküche kam, mit. Nun trank ich halt ein Mal den Kaffee kalt, es kam ja sooft im Felde vor, dass man seine Menage oder Frühstück nicht immer erhielt wie man es sich gewünscht hätte. Diese Unregelmäßigkeiten sind bei uns an der Front nichts Neues. Alles gewöhnt man, wenn es nur etwas zum Essen gibt.

Von dem kleinen Bacherl, unweit von hier, holte ich einen Kübel frisches Wasser um mich ein Mal gründlich von oben bis unten zu reinigen. Wie tat mir dies wohl wieder rein und sauber zu sein. Es war schon lange her, dass der letzte Reinigungsakt bei uns vollzog. Niemals ließ man uns Zeit hiezu. Heute nahm ich mir selbst frei, ohne jemanden zu fragen, ob es den Herren angenehm war oder nicht. Ich bin ohnehin als Holzarbeiter doppelt in Anspruch genommen in Arbeit und Dienst.

Gegen neun Uhr brachte mir der Tageskorporal den Befehl des Batteriekommandos, es sind die Fenster und eine Tür am Beobachtungsunterstand umzusetzen. Erstere requirierten unsere Fassungsleute in einer halb zerschossenen Ortschaft im Etappengebiet bei Pod – Monostirck. Zwei Kameraden und ich schlepten Werkzeug, Fenster und Tür hinaus zum Beobachtungsunterstand, woselbst wir ganz ermüdet um die Mittagszeit einlangten. Heute sandte die Sonne ihre glühenden Sonnenstrahlen besonders heiß herunter auf unseren Abschnitt. Es tat uns wohl im kühlen Schatten der hohen Kiefernkrone ein wenig Rast zu halten, um länger von der schweren Arbeit beim Bau der Unterstände in der Batteriestellung fernbleiben zu können, denn heute konnte man schon früh morgens wahrnehmen, dass Oberleutnant Tiletschky nicht guter Laune sei. Ich nahm mir vor, den ganzen Tag bei meiner Arbeit zu bleiben am Beobachtungsstand. Hier schrie niemand mit uns, sondern herrschte überall Ruhe und Freundlichkeit seitens der Vorgesetzten.

Um ein Uhr mittags begannen unser Drei die uns angegebene Einsetzung von Fenster und Eingangstür. Hier zu schaffen in vollkommener Freiheit, ohne Aufsicht, tat uns förmlich wohl. Niemand kritisierte mit uns, sondern ganz allein unter uns ließen wir es vorwärts gehen. Schon nach drei Stunden Arbeit saßen die mitgebrachten Fenster und Tür in ihren Bestimmungslöchern. Jetzt blies auch kein Lüftchen mehr hinein ins Schlafgemach der Beobachter. Der erteilte Befehl war erfüllt und jetzt legten wir uns ins kühlende Waldgras, im Schatten der jungen Föhren- und Eichenbäumchen.

Feindliche Batterien belegten so manche eigene Stellungspunkte, worauf immer Antwort kam. Die benachbarten Haubitzen- und Kanonenbatterien ließen auch im Russengraben keine Ruhe einkehren. Immer wieder störten sie russische Bewegungen, sei es Stellungsarbeiten oder Truppenverschiebungen.

Die Kameraden in der Geschützstellung hatten einen besonders schweren Tag beim Weiterbau der Unterstände. Sechs Meter lange starke Baumstämme mussten drei Mann oft einhundert Meter weit schleppen, den ganzen Tag hindurch. Bei dieser kargen Verpflegung hält kein Mensch solche Anstrengung aus. Die Mannschaft war abends ganz erschöpft. Herrn Oberleutnant Tiletschky war aber die Leistung noch zu wenig. Zum Ver zweifeln war es an diesem Tag. Zehn Minuten Mittagszeit. Von sechs Uhr früh bis neun Uhr abends ohne Rast schufteten nur weil der Batteriekommandant böser Laune war an diesem Tag.

10. August. Tagesordnung wie am Vortage am Unterstandbau beschäftigt. Zwei Kameraden ins Spital abgegangen. Drei Mann Urlaub und Abkommandierung von drei Mann ins Arsenal nach Wien als Handlanger. In der nacht links von uns ein starkes Gefecht im Gange.

11. August. Das Infanterieregiment 76 wurde abgelöst, da es in den letzten Stürmen der Russen nur 140 Mann und zwei Maschinengewehre übrig hatte. Es war eine Erholung dieser so schwer getroffenen Infanteriekameraden unbedingt erforderlich. Inspizierung durch Oberst Filz. Sogar das 4. Geschütz kontrollierte er besonders. AufsatzEinstellung, Rohrbeschaffenheit und zum Schluss noch die Mannschaft. Ein lieber guter Mensch und Vorgesetzter. Das 2. Geschütz gab auf ein Jägerhaus 21 Schuss ab. Nachmittag erfolgte endlich die Fertigstellung der Munitionsnischen. Die Telefonleitungen wurden mit starkem Draht permanent gelegt; für Stellungskrieg vorbereitet.

12. August. Bei Morgengrauen traf ein Phonogramm ein: heute Fliegerschießen auf feindliche Batterie. Radiostation errichtet. Bis neun Uhr vormittags feuerbereit. Während dieser Zeit kamen mindestens fünf Flieger. Immer maskieren und wieder feuerbereit. Der 2. Zug feuerte 21 Schuss ab. Eingetroffene Munition in die Nischen geschichtet. Munitionswagen aus der Stellung gezogen, zweihundert Schritte hinter die Geschützstellung. Nachmittags Geschützreinigung. Ein feindlicher Flieger wurde bei Brody abgeschossen.

13. August. Um ½5 Uhr früh Tagwache. Kaum gewaschen mussten wir alle Mannschaft der Geschützstellung auf Befehl des Feuerwerkers Mahovsky mit dem Bau des Aufklärerunterstandes und des Hochstandes in der Geschützstellung beginnen. Der Frühstückskaffee stand bereits zur Ausgabe bereit, doch Mahovsky ließ uns noch eine halbe Stunde weiterarbeiten, bevor der Befehl gegeben wurde: „Kaffee holen“. Ein jeder von uns war derart empört über die sture Haltung Mahovskys, dass es bald zu einer Meuterei gekommen wäre, doch was hilft uns das Ärgernis, wenn wir auch im Stillen alles Kommende vor Augen aushielten. Sein Vorgehen hat keine Freunde gebracht. Den ganzen Tag hindurch gab es nur Schinden und Rackern bis in die späte Nacht hinein.

Für zehn Uhr vormittag wurde Fliegerschießen angesagt. Der Flieger startete, doch zum schießen kamen wir nicht, da die Radiostation auch russische Gespräche aufnahm, ein großes Durcheinander im Empfangsgerät. Nach dem Mittagessen hieß es ohne Rast sofort wieder zur Arbeit antreten und weiterbauen am Hochstand. Die Fertigstellung wurde jedoch nicht vollendet, da man von oben aus die feindlichen Linien nicht wahrnehmen konnte. Dieser Hochstand erhielt hernach den Zweck, von hier aus bei einem kommenden Gefecht das Aufsteigen der Leuchtraketen sofort zu sehen und der Artillerie dadurch die rasche Entscheidung zu geben, mit welcher Geschosßart und Schusselement Unterstützung zu bringen ist im Angriff oder der Abwehr.

Um drei Uhr nachmittag wurde das 4. Geschütz auf einen näheren Ort an die eigene Infanteriestellung herangebracht, um das feindliche Ziel – eine Mühle in Boldury – unter Feuer zu nehmen. 31 Schuss, meistens Volltreffers, wurden abgegeben und die Befehlsausgabe erfüllt. Ziel vernichtet. Um fünf Uhr nachmittag wieder Fliegerschießen angesagt, doch das gleiche wie am Vormittag. Abends rückte das 4. Geschütz wieder ein. 2. und 3. Geschütz gaben den ganzen Tag vier Schuss ab. Schöner Abend. Sonst Ruhe an der Front.

14. August. Schon am frühen Morgen reger feindlicher Fliegerbesuch, auch einige schossen sogar mit Maschinengewehr auf Schlüsselstellung der Infanterie. Nachmittag kam der Befehl: ein Zug von unserer Batterie kommt zu einer anderen Batterie mit allen Geschützen. Von dort kommt ein Zug zu uns. Der zweite Zug packte sofort und wurde marschbereit gehalten.

15. August. Um vier Uhr früh fuhr der 2. Zug von uns weg zum Fliegerschießen auf eine feindliche Batterie. Nachmittags auch Fliegerschießen bei uns beim 1. Zug.

Beginn des Baues eines Telefonunterstandes und der Brustwehr vor den Läufen unserer Geschützrohre. Ankunft der Handgranaten für die Mannschaft der Geschützbedienung. Von heute an wird die Verteidigung unserer Geschützstellung auch mit Handgranaten geübt, was für uns eine zusätzliche Beschäftigung in der Freizeitgestaltung sein wird.

16. August. Um drei Uhr rückte der 2. Zug einer Nachbarbatterie mit alten Geschützen in unsere Batteriestellung ein und begann sogleich mit dem Bettungsbau. Wie schwerfällig ist die Einbettung dieser alten Bronzerohrgeschütze mit dem Lafettenprotzstand im Vergleich zu unseren neuen Skodahaubitzen mit Rohrüberführung, Rohrrücklauf aus bestem Stahl. Die Bedienungsmannschaft des eingetroffenen Zuges bewunderte die leichte Handhabung unserer modernen Rücklaufgeschütze und wollten gleich bei uns bleiben, um so von dem schwerfälligen Arbeiten los zu kommen.

Schon früh morgens wurde Fliegerschießen angesagt und schon hieß es: 1. Geschütz kommt auf den Stand des 3. Geschützes. Wurde sofort durchgeführt und unser 1. Zug stand schon feuerbereit für das Fliegerschießen. Es kam heute wirklich dazu, dass die Beobachtung sehr gut war und auch die Radiomeldung funktionierte. Unser

Zug belegte feindliche Ziele mit Egrasitgranaten, Ladung 5, wovon mein Geschütz mit 16 Schuss beteiligt war. Der Erfolg war ausgezeichnet. Die Beobachtung aus der Luft ist selbstverständlich wesentlich genauer als aus dem eigenen Infanteriegraben zu ebener Erde, wie es hier in Galizien meistens der Fall ist. Der 2. Zug schoss sich abends auf die Brückenschanze bei Boldury ein um bei dem um 10 Uhr 30 vorgesehenen Angriff der Infanterie die feindliche Stellung sturmreif vorzubereiten und während des Vorgehens auf die Brückenschanze Sperrfeuer zu legen auf die Reservelinie des Feindes, um so ein Nachrücken der feindlichen Infanterie auszuschalten. Der Angriff war geglückt und eine Feldwache konnte von der Infanterie auf diesem Stützpunkt errichtet werden. 17. August. Der Hochstand der Geschützstellung wurde heute fertiggestellt. Im Telefonunterstand baute ich selbst eine Tür und ein Fenster ein um endlich vor Unwetter geschützt zu sein im Dienst am Telefon bei Tag und Nacht.

Heute kam das Ausprobieren der neu angekommenen Handgranaten. Den ganzen Nachmittag übte die Mannschaft mit leeren Handgranaten im Abziehen und Werfen auf Zeit und Distanz. Auch nach Punkten ging es genau und Preise gab es für die besten Werfer. Es ist vorgesehen die Batteriemannschaft ganz in der Infanterieausbildung zu üben, da beim letzten Rückzug es sich gezeigt hat, dass auch viele Batterien von feindlicher Infanterie im Nahkampf genommen wurden. Folglich muss die Bedienungsmannschaft auch zur Selbstverteidigung gewappnet sein.

Das Nachtziel, bis jetzt mit einer Öllampe beleuchtet, wurde umgebaut und auf elektrische Beleuchtung mit Batterie. Ich kam mit einigen Kameraden in die Aufklärerstellung abends gegen acht Uhr, um einen Unterstand für meine Freunde im Infanteriegraben aufzustellen, da sie bis jetzt noch immer ohne Dach hausen mussten in der vordersten Linie am feindlichen Ufer der Boldurka. Es war eine klare Nacht, daher auch sehr gefährlich, hier in feindlicher Nähe die Arbeiten geräuschlos vorzunehmen. Der Russe störte fortwährend mit Einzelfeuer direkt auf uns. So manche Kugeln piffen zu uns herein, doch alle verfehlten ihr Ziel. Bei Einbruch der Nacht wurden von einem Flugzeug aus Leuchtraketen auf der Strecke von Beolin bis Brody hinunter abgeworfen, ein interessantes Feuerspiel. Es war sicher nur eine Übung, da keinerlei Angriff erfolgte.

18. August. Früh morgens vollste Ruhe an der front. Fliegerbesuch war jetzt täglich um unsere Stellung auszuforschen. Heute, am Geburtsfeste unseres obersten Feldherren, Kaiser Franz Josefs, zelebrierte ein Feldpater der Deutschmeister in Lasowe eine Feldmesse, zu der auch von uns eine Abordnung gestellt wurde. Auch ich konnte dabei sein, das erste Mal, einem Gottesdienst vor dem Feinde im Felde beizuwohnen. Der einfache Feldaltar geschmückt mit einigen Feldblumen und Reisig stand mitten im Kiefernwald. In Hufeisenform gruppierten sich die andächtigen Soldaten beim heiligen Messopfer. Ein Großteil der Kameraden ging zur heiligen Kommunion. Ein Oberst hielt eine begeisterte Ansprache an die Frontsoldaten, hernach Defilierung.

Als Extrabeigabe erhielten wir eine gute Mittagsmenage. Rindfleisch mit eingebrannten Bohnen und Rindsuppe. 15 Stück Sportzigaretten, ½ Packerl Tabak und eine Zigarre, ½ Liter Wein. Der Nachmittag bis fünf Uhr galt frei von jeder Beschäftigung.

Das Batteriekommando veranstaltete um fünf Uhr ein Preishandgranatenwerfen und Sacklaufen. Jede Geschützmannschaft kam einzeln an die Reihe. Zwei Preise erhielt jede Mannschaft. Doch die Stimmung war nicht so, wie sie sein sollte bei einem Spiel, denn die Schikanen der Vorgesetzten in der letzten Zeit ließen sich nicht vergessen. Bei Einbruch der finsternen Nacht setzte ein heftiges Artilleriefeuer in der Gegend von Brody ein, doch keine Bewegung der Front.

19. August. Fünf Uhr morgens Fliegerbesuch. Zwei Flieger beschossen sich gegenseitig mit Maschinengewehr. Heute gilt es Generalreinigung der Requisitenverschlüsse und Ordnung machen in den Protzen. Bei der Ausgabe des Mittagessens hieß es schon wieder: 1. Zug feuerbereit. Nicht einmal das karge Essen durfte sich die Mannschaft des 1. Zuges holen. 17 Schuss gingen aus dem 2. Geschützrohr hinüber auf feindlichen Stützpunkt. Hernach gab es erst Rast zur Menage. Nachmittag gab es etwas mehr Ruhe. Die neue Feldpostnummer 297 wurde uns bei der Befehlsausgabe bekannt gegeben.

20. – 28. August. In diesem Zeitabschnitt nur Stellungsausbau, Inspizierung unserer Batteriestellung durch General von Brog und eines deutschen Obersten samt Offiziersstab. Ich erhielt dabei die Aufgabe die deutschen Offiziere auf unserem Beobachtungsstand an der Waldlisere hinaufzuführen. Von diesem Hochstand aus war heute besonders gute Sicht in die feindlichen Linien und Befestigungsanlagen der Stützpunkte bei Beolin. Für meine Mühe zwei Schachteln deutscher Offizierszigaretten die wieder zu Hause im Kreise meiner Geschütz-kameraden verteilt wurden.

Für den Ausbau unserer Batteriestellung benötigten wir vielerlei Material, das ich mit Fassungswagen von der Schanzzeugkolonne in Pod – Monostirck holte. Hier sah man schon am Styrlussufer stark ausgebaute Stellungen als zweite eigene Linie im Falle eines notwendigen Rückzuges. In Bardulaki die Brigade, die Infanterie Truppendivision und das Telegrafenamts aufgesucht um die nötigen Anweisungen für das zu fassende Material zu besorgen. Schwerbeladen kehrte unsere Materialkolonne am Abend heim und mussten die mitgebrachten Sachen abladen, da die Wagen nächsten Tag für andere Transporte bereitgestellt sein mussten.

Ab 25. August kam eine neue Arbeitseinteilung: von sechs Uhr früh bis elf Uhr, Mittagspause zwei Stunden, ab ein Uhr bis sieben Uhr abends. Unsere Stellung war als Winterstellung in Vorbereitung gebracht, alles nach neuen Angaben und Methoden, die sich auf andere Kriegsschauplätzen als praktisch und zweckmäßig erwiesen. Die Brustwehr erhielt außerdem noch fünffachen Drahtverhau, um die Batterie ebenfalls Drahtverhau mit Spanische

Reiter bei den Zu- und Ausgängen. Begann mit dem Bau von bombensicheren Unterständen, eine Arbeit auf mindestens acht Tage für die ganze Mannschaft von 52 Mann.

29. August. Inspizierung unserer Batterie durch den Kommandanten des XVIII. Armeekorps. Volles Lob und Zufriedenheit mit unserer Arbeit beim Ausbau unserer vorgesehenen Winterstellung.

30. August – 9. September. Einschießen unserer Batterie auf sechs Schwerpunktziele mit allen Geschützen und Geschoßarten. Jedes Geschütz erhielt ihre Schusselemente die sofort bei Bedarf ohne Korrektur eingestellt werden und das Feuer eröffnet werden kann.

Ein sehr trauriger Fall ereignete sich am 2. 9. Kamerad Vogt Hans, Aufklärer im Infanteriegraben war im Begriff für seine Kameraden die Menage von der Küche zu holen. Am Weg zur Küche passierte er auch unsere Geschützstellung. Zu mir kam er sofort her und erkundigte sich über mein Befinden, da wir besonders gut befreundet waren von früher her. Ich selbst war eben mit dem Reinigen des 2. Geschützes beschäftigt, da vorher reges Einschießen stattfand. Eine Viertelstunde plauderten wir über allerlei Dinge. Hernach verabschiedeten wir uns recht herzlich. Er holte die Menage und am Rückweg kam er wieder zu mir und reichte mir seine Hand nochmals zum Abschied. Als wäre sein Händedruck der letzte vor seinem Heldentod. Hansl sagte noch: „Hans, behüt dich Gott“, und ging wieder hinaus zum Aufklärer. Zirka acht Minuten vergingen seit seinem Weggehen, als zwei Schrapnells am Waldesrand einschlugen. Der Weg zum Aufklärer ging oben durch den Kiefernwald zur Waldlisere. Hier führte der Weg längs der Lisere und musste beim Laufgraben bleiben. Wenn jemand zur Infanterielinie gelangen wollte musste er aus dem Graben steigen, den Weg zu Fuß überschreiten und wieder hinein in den Laufgraben. So ging Vogt Hans auch. Diese Stelle war aber von einer russischen Kanonenbatterie eingeschossen. Sobald sich dort jemand rührte krachte es. Das war Hansl Tod. Eine Schrapnellkugel traf das Herz, die andere drang in die Schläfe. Wir ahnten keine Spur von dem Unglück. Die Aufklärer riefen in unsere Batterietelefonstation, wo denn Vogt Hansl steckt, ob er vielleicht noch bei uns weilt. Sie hätten schon großen Hunger, meldeten sie. Vom Aufklärer und der Geschützstellung gingen je ein Mann auf die Suche nach dem Verbleib von Hansl. Welch ein Anblick bot sich bei der Wegstelle? Vogt Hansl lag tot am Weg, getroffen von den Kugeln des abgegebenen Schrapnells. Erst bei Einbruch der Dunkelheit konnte man den Leichnam zur Geschützstellung hereinbringen, bei Tag wäre es unmöglich gewesen diesen zu holen, da der Russe bei jeder Bewegung auf diese Stelle Feuer gab. Ich fertigte bei der Protzenstellung einen roh gezimmerten Sarg an und legten den Leichnam hinein. Am nahen Waldweg war bereits das Grab geschaufelt und um acht Uhr abends fand das Begräbnis statt, bei dem der Feldkurat der Deutschmeister die Einsegnung vornahm. Die ergreifende Grabrede des Kurators ließ uns lange noch in tiefer Trauerstimmung. Lautlos kehrten wir zurück in unsere Unterstände und legten uns bald zur Ruhe.

Der zweite Zug kehrte in der Nacht wieder zurück in seine alte Stellung. Der Bau von neuen bombensicheren Unterständen wurde am 3. September begonnen, bei regelrechter Arbeitszeit. Es scheint hier, als wären wir wieder in der Kaserne, sodass ja keine Freizeit mehr übrig bleibt. Auch die Kontrollen im Unterstand, bei Wäsche und Stiefeln, Montur und Gewehr. Überall entfaltet Mahovsky mit Tiletschky regelrechten Kasernzwirn. Mißmut herrschte schon überall. Bei anderen Einheiten ging es ganz gemütlich zu. Es kommt immer nur auf die Vorgesetzten an.

Der Regimentskommandant vom Landsturmregiment No. 22 besuchte uns am Nachmittag des 4. September und freute sich sehr in froher Stimmung mit allen Kameraden.

Beim Nachbarabschnitt Lemeschitz gab es gerade Dekorierung. Die Batteriemannschaft erhielt zwei Goldene, acht Große Silberne, 25 Kleine Silberne und 30 Bronzene Tapferkeitsmedaillen. So etwas kam bei uns nie vor. Die Batterie 2 ist immer ein Aschenbrödel beim Regimentskommandanten. Seine Batterie 1 strotzt nur so von Großen und Kleinen Silbernen.

Es wurde über mangelhafte Verpflegung bei dieser so anstrengenden Arbeit Beschwerde erhoben. Doch nichts geschah. Keine Besserung. Weiter Hunger leiden.

Oberleutnant Tiletschky wegen Sterbefall auf Urlaub gefahren. 70 Schuss per Geschütz auf Lager gelegt laut obersten Befehl. Inspizierung durch einen Artilleriegeneral. Es dürfte große Sammlung aller verfügbaren Batterien durchgeführt werden. Eine Zusammenziehung auf engstem Raum schließt auf kommende große Kampfhandlungen. Dem deutschen Armeeverband zugeteilt, sagt uns eine enorme Anstrengung voraus.

Jeden Tag erlebten wir mit Koppel zum Befehl angetreten als wären wir in der Kaserne im tiefsten Frieden, doch die Mitteilungen an der Front waren wohl anders.

In der Nacht vom 9. auf den 10. September bei Vollmond heftiges schweres Artilleriefeuer im Nachbarabschnitt. Maschinengewehr- und Einzelfeuer folgte nach. Jeden Tag fünf bis sechs Flieger über unserer Stellung, die es auf uns abgesehen hatten. Ein junges Reh verirrte sich in unsere Stellung, wurde beim Fangen verletzt und um es nicht leiden zu lassen wurde es erschossen. Das Fleisch kam in die Offiziersmesse, wo es einen guten Rehbraten davon gab.

Auf jede Telefonleitung kam eine Reserveleitung um für alle Fälle gesichert zu sein.

In der eigenen Infanterielinie wurde der große Sieg der Deutschen Armee in Bulgarien auf großen Tafeln den Russen bekannt gegeben.

Feindliche Artillerie schoss mit 12 Zentimeter Schrapnell in unsere Geschützstellung, wo ein Einschlag auf die Offiziersküche erfolgte. Niemand wurde verletzt.

14. September. Die Unterstandsbauarbeiten waren heute vollendet und mit großer Freude hielt jede Geschützbedienung auf ihre Art seinen Einzug, wo es spät wurde zur Ruhe zu kommen.

Unsere Nachbarkanonenbatterie erhielt einen Volltreffer in die Protzenstellung, wobei fünf Pferde getötet und sieben verwundet wurden. Besonders die Flieger fanden doch unsere Stellungen, daher ständiges Feuer auf Batterien. Gasmasken ausgegeben um für Gasangriff gerüstet zu sein. Die Handhabung mit derselben wurde jeden Tag probiert, damit jeder Mann sie auch richtig zu gebrauchen versteht.

Dekorierung von 35 Mann mit der Bronzenen Tapferkeitsmedaille. Ein Seidel Bier abends bei der Fassung ausgegeben. Was war dies für Freude ein Mal wieder Bier im Munde zu spüren. Hier an der Front kannte man Wein und Bier nur mehr vom Hörensagen.

Dienst bis drei Uhr früh, eine halbe Stunde Ruhe im Schlaf, dann gab es Befehl: „feuerbereit“. Sofort alles raus zum Geschütz und schon ging die Schießerei los auf die Brückenschanze von Boldury, da die Russen unsere Feldwache dort angriffen. 65 Schuss gab unsere Batterie auf dieses eingerichtete Ziel ab dann kam wieder Ruhe. Herr Leutnant Herz erhielt das Signum Lauda. Zwei Leutnants wurden abkommandiert zu einer anderen Batterie unseres Regimentes. Major Metzner bedankte sich bei der Mannschaft für die Gratulation zu seiner Beförderung zum Major.

15. – 21. September. Normales Weiterbauen an den Unterständen bis 21. September. In diesem Zeitabschnitt kam es mehrere Male zum Fliegerschießen auf eine feindliche Batterie bei Boldury. Die ganze Batterie wurde marschbereit gestellt. Abfahrt in die neue Stellung. Bettung gebaut auf sandigem Grund und die Geschütze feuerbereit gestellt zum Fliegerschießen. Vierhundert Meter hinter der Infanteriestellung unserer Kopaljäger am Stützpunkt erwarteten wir den Feuerbefehl. In Folge Schlechtwetter konnte der Flieger nicht aufsteigen, daher auch kein Schuss. Zum Bau eines Feldaltars, für die morgen in unserer Batteriestellung angesagten Feldmesse, kehrte ich in unsere Batteriestellung zurück, woselbst schon einige Kameraden auf meine Anordnungen warteten. Um sechs Uhr abends war es nun so weit, dass morgen hier bei uns der Feldpater des Landsturmregimentes 22 die heilige Feldmesse zelebrieren konnte.

17. September. Um sieben Uhr früh waren schon alle Kameraden und Offiziere der Geschütz- und Protzenstellung samt Kanzleipersonal zum Feldgottesdienst angetreten. Oberst samt Stab und Feldpater kamen pünktlich in unsere Stellung zum Gottesdienst. Mitten im Föhrenhochwald, am Platze vor der Offiziersmesse, stand der mit Blumen geschmückte Altar und in Hufeisenform stand die andächtige Schar der wetterharten gebräunten Krieger mit entblößtem Haupt. Ein Männerchor sang während der hl. Feldmesse die Deutsche Messe von Schubert. Ergreifende Worte richtete der Feldpater an alle Kameraden bei der Predigt, besonders Gottvertrauen und Glaube hilft uns über alles Leid und Strapazen des Krieges leichter hinweg und Aufopferung für unseren Herrn und Heiland Jesus Christus.

Feindliche Batterie belegte unseren Stützpunkt der 10er Jäger mit 150 Stück Granaten. Keine besondere Wirkung, da die erste Linie nur eine Tarnstellung war, zur Täuschung der Russen.

19. September. In aller Früh gab es als Morgengruß schon wieder Marschbereitschaft zum Fliegerschießen. In aller Eile ging es in die vorgesehene Stellung. Bettung gebaut und rasch musste alles geschehen zum Ausfeuern unserer Egrasitgranaten, 42 kg schwer, auf eine feindliche Batterie. In dem sumpfigen Wiesenboden hielt uns der Erdspornwiderhalt kaum für sechs Schuss. Immer wieder mussten neue Piloten geschlagen werden, um so halbwegs die vorgeschriebene Schusszahl erreichen zu können. Zehn Minuten nach Beginn unserer Kanonade auf das feindliche Ziel stieg sofort ein russischer Fesselballon in der Schussrichtung auf, der uns wunderbar beim Feuern beobachten konnte. Auch ein feindlicher Flieger kreiste über uns, doch geschah uns Gott sei Dank nichts, nur eine Deichsel brach. Während unseres Feuers rührte sich kein Russe. 108 Egrasitgranaten sausten aus den Rohren unserer Batterie auf die aufgestöberte feindliche Batterie, die zur Gänze vernichtet wurde. Das erste Geschütz überführte das Rohr und löste sich unbemerkt von der Stellung. Die anderen feuerten weiter bis eins nach dem anderen aus der Stellung gezogen wurde. Um ein Uhr mittags in die Ausgangsstellung eingerückt und Mittagmahl eingenommen. Der Hunger war schon sehr groß. Die Anstrengung des heutigen Vormittag war bei hungrigem Magen keine Kleinigkeit.

Nachmittags zogen die Feuerwerker in unseren fertig ausgebauten Schlafunterstand ein und wir konnten uns weiter um einen neuen Umsicht halten. Von vorne wieder beginnen, wie es halt immer bei der Batterie II ist. Eine solche Ungerechtigkeit herrscht bei uns, dass einem die Geduld reissen möchte. Nun, was ist unser Los? „Stillschweigen und ruhig weiterdienen“.

Oberleutnant Tiletchky erhielt das Militärverdienstkreuz III. Klasse, Leutnant Wirth das Signum laudis.

Rechts von uns stiegen abends viele Leuchtkugeln im Infanteriegraben auf und ein heftiges Maschinengewehrfeuer setzte darauf ein. Gegen elf Uhr nachts wurde es wieder ruhig.

20. September. Es wurde in der Befehlsausgabe bekannt gegeben, dass alle schadhafte Zähne gezogen werden sollen und nach Bedarf auch Zahnprothesen angefertigt werden, um die Felddiensttauglichkeit der Frontmannschaft zu verbessern und auch zu erhalten. Bei mir war es schon höchste Zeit, denn elf Zähne waren schon reif zum Ziehen. So ging auch ich mit vielen anderen Batteriekameraden zum Zahnarzt und ließ mir drei Zähne unter Kokaineinspritzung ziehen.

Feindliche Batterie beschoss unseren Beobachtungsstand mit 12cm Granaten, doch ohne einen Treffer. Die Einschläge gingen weit hinein in den hohen Kiefernwald. Heftiges Artilleriefeuer im rechten Frontabschnitt.

In der Kanzlei hatte Feuerwerker Völkl für mich auch eine Arbeit. Fenster – Tür und Fußboden einbauen. Als Holzarbeiter kann man immer gute Beschäftigung im Frontbereich bekommen und trotz aller Arbeit muss selbstverständlich auch die normale Dienstleistung bei der Batterie geschehen. Abends erhielt ich als Aufgabe nach meiner Tagesbeschäftigung noch den Dienst als Tageskorporal. Um neun Uhr abends wärmte ich mir eine Konserve und kochte auch Kartoffel hierzu. Am Weg zu unserem Schlafunterstand stürzte ich in den Laufgang zum bombensicheren Gemeinschaftsunterstand, da kein Licht in der Batteriestellung sein durfte. Die stockfinstere Nacht war Schuld an meinem Missgeschick. Die gekochten Erdäpfel lagen im Schmutz und hatte das Nachsehen. Gott sei Dank passierte mir nichts Arges. Um elf Uhr nachts hatte ich noch den neuen Feldruf den aufgezogenen Wachposten zu übermitteln. Auf dem Rückweg zum Dienstunterstand hatte ich noch ein größeres Pech; ich stürzte wieder in einen anderen Laufgraben. Dieses Mal war der Schmerz so stark, dass ich meinte, ich kann nicht mehr aufstehen. Doch mit aller Mühe schleppte ich mich doch in das Dienstlokal im Graben weiter. Um zwölf Uhr löste mich ein Kamerad vom Dienst ab und nun konnte ich endlich Ruhe finden.

21. September. Der ganze Körper war von den gestrigen Stürzen wie zerschlagen. Ich blieb den ganzen Tag im Unterstand auf der Pritsche liegen, so weh tat es mir. Es regnete den ganzen Tag hindurch ziemlich stark, sodass es in manchen Unterständen Regenwassertropfen gab. Um neun Uhr vormittag kam das Ausprobieren der neu angekommenen Gasmasken. Wie uns die Kameraden mitteilten, erhielt jeder Mann eine Gasmaske und selbige passte der jeweilige Geschützführer seiner Kameradschaft auf die Kopfform an. Ein Reservefilter wurde beigegeben. Alle notwendigen Anweisungen zur Benutzung der Maske im Falle eines Gasangriffes kamen vom Batteriekommandanten. Hierbei gab es sogleich mehrere Übungen für Gasalarm.

Nachmittags wurde der Unterstand der Feuerwerker mit Rasenziegel neuerlich gedeckt, da der stark anhaltende Regen das Dach als undicht zeigte.

23. September. Fliegerschießen schon am Vormittag auf feindliche Stellungen, wobei beim dritten Geschütz die Wiegenmündungskappe bei den Puffern ausriss, daher das Geschütz gefechtsunfähig wurde. Artilleriemeister Kulhanek mit seinem Mitarbeiter Steppan nahm sogleich die Reparatur vor und nach drei Tagen konnte das Geschütz wieder gefechtsbereit in die Stellung geführt werden. Mein Unfall zwang mich zwei Tage liegen zu bleiben mit Verrenkung des Sprunggelenkes.

24. September. Das erste Geschütz erhielt früh morgens den Befehl in eine vorgeschobene gedeckte Stellung zu fahren um feindliche Feldwachstellungen zu vernichten, da in der Vornacht sich allerlei Geplänkel zutrug. Erst spät in der Nacht kehrte das Geschütz zurück. Nach dem Nachmahlkaffee kochten wir gemeinsame Kartoffel, die von einem nahen Acker längs der Waldlisere beim Beobachtungsstand vor Beolin bei Dämmerung von einigen Kameraden ausgegraben wurden. Es ist jetzt Herbstbeginn, wo es doch schon am Felde Kartoffel, Kraut, Kohl, Karfiol, Buchweizen zu ernten gab. Die Verpflegung ließ hier in dieser Stellung sehr zu wünschen übrig. Den ganzen Tag Hunger. Das Mittagmahl sehr karg und wenig. Brot nur ein Viertelkilo, morgens und abends nur schwarzen Kaffee, ohne Zubeße. Auf anderen Abschnitten gab es reichlich und gut zu essen. In fester, schon ausgebaute Stellung gab es keine Ausrede, wie: „Die Fassung kann nicht nachkommen“. Hier fehlte es am guten Willen sowie Ehrlich- und Gerechtigkeit bei der Verteilerstelle. Um die neunte Abendstunde besuchte uns Kamerad Pfeifer und klagte über schwere Kopfschmerzen. Wir rieten ihm, sich sogleich bei uns ins Bett zu legen. In kaum fünf Minuten erlitt er einen Epilepsieanfall. Das erste Mal im Leben konnte ich Augenzeuge dieses Anfalles sein. Mit den Füßen stampfte er vor sich hin, die Haare riss er sich beinahe aus, es war ein fürchterliches Ansehen. Ich gab ihm kalte Umschläge, nach einer Weile ließen die Krämpfe nach. Es ging ihm langsam wieder besser. Wie er wieder ruhig und geistesklar war, konnte man aus seiner Mitteilung entnehmen, er habe sich über irgend etwas erschreckt, wodurch dieser Anfall auftrat. An den Vorfall konnte er sich nicht im Geringsten erinnern. Nächsten Tag war es schon wieder besser und er konnte aufstehen und seiner Beschäftigung normal nachgehen.

25. September. Den ganzen Vormittag Fußboden gelegt und Tür eingebaut im Offiziersunterstand. Nachmittags wanderte wieder eine Anzahl Kameraden hinaus ins Marodenhaus zum Zähneziehen. Auch ich ging mit ihnen um mir die restlichen Ruinen ziehen zu lassen. Der Arzt hatte reichlich Arbeit mit 50 Mann, einen Jeden mehrere Zähne zu ziehen. Je sechs Mann kamen einer nach dem anderen zur Einspritzung, hernach ging es los, heraus mit dem Gerümpel. Im zweiten Turnus war ich der Vierte beim Einspritzen. Auf neu errichteten primitiven Holzbänken mussten wir sitzen und die Wirkung des Betäubungsmittels abwarten. Das Marodenhaus stand am Waldesrand, ein Baumhaus mit Stall und Scheune, großer Hof mit Holzzaun umgrenzt. Die Rotkreuzfahne wehte am Dachfirst, weit hinaus sichtbar vom Feinde. Trotz dieses Wahrzeichens beschoss uns eine feindliche Batterie mit Schrapnell derart, dass ein Bleiben an dieser Stelle nicht möglich war. Der Arzt ließ seine Einspritznadel fallen, lief hinaus in den Hochwald, wir ihm alle nach in Deckung. Selbst in den Wald hinein streute der Feind noch vier Schrapnellschüsse, sodass wir alle Glück hatten von den niederprasselnden Schrapnellkugeln nicht getroffen zu werden. Als es wieder ruhig wurde gingen die vier Mann mit Einspritzung einzeln der Reihe nach zum Arzt, der uns dann doch auf vieler Bitten die ungespritzten Zähne zog. Durch das lange Zuwarten verging die Betäubung, der Schmerz des Ziehens war noch intensiver, da das ganze Kiefer sehr geschwollen war. Sechs Zähne nahm mir der Arzt, dann hatte er für den heutigen Tag mehr als genug. Wunden Mundes wanderten wir in unsere Stellung zurück, kein Wort mehr gesprochen, hinein ins Bett. Ein paar schmerzstillende Pulver vom Sani bringen lassen und hernach doch eine gute Nacht gehabt.

26. September. Im Offiziersunterstand den Fußboden fertig gelegt und die Betten aus Birkenstangen begonnen. Korporal Kalmar, Geschützführer unseres zweiten Geschützes hielt Artillerieunterricht mit mir, da mich Leutnant Herz als Richtvormeister des zweiten Geschützes bestimmte. Wäre es auf Drechsler oder Mahovsky allein angekommen, wären nur Wiener als führende Chargen bestimmt worden. Leutnant Herz und Wirth aber waren immer lieb und gut zu mir, hatte ich doch immer für sie gesorgt ein schönes Heim zu schaffen.

27. September. Weiterarbeit an den Betten und Fertigstellen des Innenraumes mit allerlei Verschönerungen der Wände mit Bildern und Konsolen. Abends vernahm man bei Brody heftiges Artilleriefeuer, sowie auch Maschinengewehrgeplänkel.

28. – 29. September. Weiterbau am Unterstand des Herrn Oberleutnant Tiletschky und Fertigstellung desselben. Um ½6 Uhr abends war es soweit und machten Feierabend. Alle freuten sich endlich alles zur Zufriedenheit vollendet zu haben. Unsere Freude dauerte aber kaum eine Viertelstunde. Zu unserem größten Ärger kam wieder einmal Marschbefehl für die ganze Batterie. Wie aus den Worten der Offiziere zu entnehmen war, plant die Brussolow Armee einen gewaltigen Durchbruch bei Brody um auf Lemberg vorzurücken. Deutsche Abhorchstationen hörten alle Vorbereitungen des Feindes ab. Das deutsche Armeekommando unter Befehl von General v. Worich versuchte durch Verstärkung der nahe gelegenen Artillerieeinheiten, auf einer Frontbreite von fünfzehn Kilometer, die geplante Brussolow Offensive abzuwehren.

Feuerten das geladene Geschöß auf das gerichtete Sperrfeuerziel aus, das Rohr überführt und die Lafette aus der Bettung gezogen. Vorerst noch den Kaffee als leeres Nachtmahl eingenommen und jetzt setzte sich unsere komplette Marschkolonne bei stockfinsterner Nacht auf holprigen Waldwegen nach Süden in Bewegung, zehn Kilometer hinunter in die Stellung einer ungarischen Batterie mit alten Bronzerohrgeschützen. Selbige hatte vor uns die Stellung verlassen.

30. September. Um zwei Uhr früh trafen wir am Ziele ein. Die Rohre mussten sofort überführt und feuerbereit gehalten werden. Der Dienst erwartete mich auch noch. Trotz allgemeiner Ermüdung hieß es bis vier Uhr früh noch wach bleiben, bis ½6 Uhr früh ein wenig Schlaf.

Die Bettung dieser Geschützstellung war derart schlecht, dass wir sofort den Erdspornwiderhalt neu errichten mussten. Die Geschütze wurden parallel gestellt und feuerbereit gehalten. Der Russe begann schon in aller Frühe ein lebhaftes Trommelfeuer auf unsere erste Infanteriestellung, die jedoch nur getarnt angelegt war. In der zweiten Linie lag auf einem Schwarmstand nur ein Wachposten. Erst die dritte Linie war mit Maschinengewehren so gespickt, dass alle anstürmende feindliche Infanterie zum Tod verurteilt erschien. Hinter der eigenen Infanterie wurde die Artillerie derart gestaffelt zur Aufstellung gebracht, dass von unserer Geschützstellung aus zwei Kanonen-, zwei Haubitzen-, rechts von uns zwei deutsche Batterien zu sehen waren. Zwei Motormörser 30.5cm standen zweihundert Meter rechts hinter uns. Im Ganzen sollen hier eintausend Geschütze stehen – kaum glaubwürdig.

Als das russische Trommelfeuer zu Ende ging räumte die feindliche Infanterie ihre Drahtverhaue weg, um zum Sturm vorzugehen. Es dauerte aber auch nicht lange, der Russe begann in Regimentskolonne zu stürmen. Eine Schaufel vor dem Gesicht, eine Handgranate in der Hand, so gingen sie im Laufschrift unserer Infanteriestellung entgegen. Mit einem Schlag, auf ein Kommando, sprühten alle Geschütze ihre Geschosse auf die vorgehende Feindinfanterie, sodass kein Feind zu unserer Verteidigungsstellung gelangte. Ein solches Artilleriefeuer gab es bisher noch nicht auf dem russischen Kriegsschauplatz. Der Moskali rannte vergebens auf unsere Feldstellung. Trotz Hunger, Ermüdung und Kräfteschwund, in Folge Überanstrengung, leistete ein jeder von uns sein Bestes. Galt es doch jetzt alles daran zu setzen um durchzuhalten. Kurze Zeit Pause und schon wieder kam der zweite Sturmangriff der Russen, doch wieder vergebens. Am Abend der dritte Sturm. Vor unseren Linien lag eine dichte Rauchschwade von den Sprengkörpern unserer Geschosse. In unseren Infanteriestellungen gab es nur Maschinen, wenig Mannschaft. Diese kam aber wenig zum Schuss. Die ganze Abwehr besorgte diese Masse von allen Kalibern der Artillerie. Bei den 19ern gelang es einigen Russen in unsere Stellung einzudringen, doch gilt dies nur als Einzelfall. Die Eindringlinge gingen in die Gefangenschaft. Unsere schwere Batterie hatte ein fürchterliches Feuer um drei Uhr nachmittag auf einen Bergrücken eröffnet, welcher erst von den Russen überschritten werden musste. In dieser Abwehrschlacht am heutigen Tag gab unsere Batterie fünfhundert Schuss ab. Einen Massenangriff mussten wir ganz allein abwehren. Bei diesem Feuer galt es drei Schuss pro Minute und Geschütz auszufeuern. Die Abziehnummer wurde dabei dreimal ausgewechselt, da das Elevieren und Abziehen derart anstrengend war, dass einem in einem fort der Schweiß nur so von der Stirn rann. Hier kamen die ersten russischen Tanks über diesen Bergrücken und wollten unbedingt den Durchbruch erzwingen. Unsere Aufklärer korrigierten die Schüsse unserer Batterie so genau, dass ein Volltreffer vor dem Tank einschlug und ihn kampfunfähig machte. Ein zweiter Tank wurde auch schwer getroffen. Alle vier blieben im Vorfelde stehen. Da bis abends überhaupt keine Menage noch sonst etwas zum Essen kam, holte sich eine Reservemannschaft Kartoffel von einem entfernten Acker und kochte diese in den mitgenommenen Kochgeschirren. Diese reichten aber kaum aus um alle Munde zu stillen.

Um neun Uhr abends kam Nachschubmunition, 400 Schuss 12-12a.

1. Oktober. Bei strömendem Regen musste die Munition abgeladen und in die Munitionsunterstände geschichtet werden. Hernach wieder Kartoffel geholt, damit unser hungriger Magen doch ein wenig gestillt werden konnte. Zum Glück kam die Fassung mit Brot, 5 St. ungarische? Zigaretten. Die eingelangte Post ermunterte alle, endlich wieder aus der viel geliebten Heimat Nachricht! Um die Mittagsstunde erschien endlich unsere Feldküche

mit Rindsuppe, Rindfleisch und Erdäpfel. Mit Heißhunger wurde alles Essbare auf ein Mal verschlungen. Nachmittags war volle Ruhe. Deutsche Gardedragoner zu Fuß nahmen hinter uns Stellung als Reserve und Geschützbedeckung.

Abends versuchte der Feind es noch ein Mal unsere Abwehrstellung zu stürmen, doch wieder vergebens. Danach hatte er für längere Zeit genug.

Während der Zeit vom 29. September bis 4. Oktober regnete es größtenteils. Die Unterstände in sehr schlechtem undichten Zustand. Die Mannschaft hatte die meiste Zeit ihr Zeltblatt über dem Kopfe. Mein Rheumatismus verschlechterte sich sehr bei diesem nasskalten regnerischen Herbstwetter.

Am 4. Oktober kam Gott sei Dank der Marschbefehl, wieder zurück in unsere ausgebaute Stellung. Gegen Abend erreichten wir unser Ziel, Rohr überführt und alles feuerbereit gestellt. Nach sehr strapazreichen und von vielen Entbehrungen gekennzeichneten Tagen konnten wir nun endlich wieder in unsere warme Stube gehen und im trockenen, weichen Bett liegen.

5. Oktober. Frisch und munter ging es ins gewohnte Arbeitsleben. Es gab wohl viel in Ordnung zu bringen nach einer so anstrengenden, Verwirrung bringenden, Abwehrschlacht. Die Geschütze mussten von Grund auf gereinigt, geölt und geschmiert werden, die Protzen gewaschen, die Requisitenverschläge mit Werkzeug und allerlei Bedarfsgegenständen ergänzt und fehlende Munition in die Munitionsnischen geschichtet werden.

Die Arbeitsmannschaft ging an den Weiterbau der Stellung und Offiziersunterstände. Für Herrn Oberleutnant Betten und Nachttischchen angefertigt, Herrn Leutnant Herz Fenster umgebaut. Munitionsnischen wasserdichter gerichtet, Wache- und Telefonunterstand im Innenraum verschönert. Die Mannschaft des ersten Geschützes begann mit dem Einbau einer Drehscheibe um im Wechsel der Seitenrichtung rascher die Lafette betätigen zu können.

10. Oktober. Jeden Tag schoss sich ein Geschütz auf neue feindliche Sperrräume ein. Auf unseren Stützpunkt ließ eine feindliche Batterie öfters einige Schüsse niedergehen um eine Störung hervorzurufen. Als Antwort wanderten mehrere Egrasitgranaten auf die Brückenschanze von Boldury. Im Abschnitt rechts von uns versuchte der Russe noch ein Mal mit Massen unsere bereits für die Winterzeit ausgebaute Stellung anzugreifen, doch unsere wachsame Artillerie sorgte dafür, die Massivangriffe durch energisches Sperr- und Vernichtungsfeuer im ersten Angriff schon vollständig zum Stillstand zu bringen.

Durch die vielen Strapazen in der letzten Abwehrschlacht bei fortwährend strömendem Regen entwickelte sich in all meinen Gliedern ein sehr schmerzhafter Gelenksrheumatismus. Er zwang mich zum Arzt zu gehen, der mir volle Bettruhe verordnete und schmerzstillende Tabletten verabreichte. Durch fünf Tage hindurch blieb ich im Unterstand und versuchte hierdurch eine Linderung der Schmerzen zu erlangen. In dieser Zeit kam Feuerwerker Drechsler jeden Tag mich aufzufordern herauszukommen, mitzuarbeiten am Ausbau der Stellung und Einbau der Drehscheibe auf der Geschützbettung. Da sein Verlangen ganz entgegen der Anordnung des Oberarztes der Deutschmeister war, sagte ich ihm nur: "so lange ich im Krankenstand bin kann ich auf keinem Fall seinem Befehl nachkommen". Über mein Nichterscheinen bei der Arbeit sehr erbost, meinte er: „Dem werden wir es schon zeigen, sobald er wieder dienstfähig erklärt wird“. Dieser Meinung war ich aber nicht. Am 15. Oktober ging ich mit vielen anderen Kameraden wieder zum Arzt, berichtete ihm über mein Befinden, keine Besserung. „Nun, mein lieber Mann, du gehst sofort ins Feldlazarett ab, da hier an der Front keine Möglichkeit besteht, dieses Leiden sowie die Erschöpfungerscheinungen zu beheben noch auszuheilen.“ Für mich war dieser Ausspruch des Arztes ein Aufatmen, galt es jetzt für mich eine Erholung von den Schikanen der zwei Vorgesetzten, Drechsler und Mahovsky, zu bekommen. Ohne irgend etwas vom Abgehen ins Feldlazarett zu berichten kehrte ich in meinen Unterstand zurück, legte mich wieder ins Bett. Erst gegen Abend packte ich meine Habseligkeiten zusammen und verabschiedete mich von meinen liebgewonnenen Kameraden. Drechsler konnte es nicht für möglich halten, mich fortziehen zu sehen. Wie ich mich bei ihm abmeldete, gab er uns zu verstehen, dass es in vierzehn Tagen wieder die Rückkehr zur Batterie geben wird, doch ich war im Stillen einer anderen Meinung. Ich werde alles unternehmen um diesen Tyrannen nicht mehr in die Hände zu fallen. Wie ich es vorsah so kam es.

Auf einem kleinen landesüblichen Trainfuhrwerk, auf Stroh gebettet, ging die Fahrt durch sumpfige Feldwege zurück zum vorgesehenen Ziel, die Sanitätssammelstelle der 25. I. Tr. Division. Bei stockfinsterer Nacht passierten wir Stanislawszik, um zwölf Uhr nachts erreichten wir die Sammelstelle. In einer ruthenischen Pfarrkirche erwartete uns das diensthabende Sanitätspersonal, hob uns von dem primitiven Lager des Leiterwagens und legte uns provisorisch auf Pritschen im Vorraum einer Badeanstalt. Nach gründlicher Reinigung von oben bis unten und Fieskohaarschnitts, versehen mit einer Leib- und Bettwäsche, wurden wir in die bereitgestellten Schlafstellen geführt. Die Montur ging in die Entlausung. Das verabreichte Nachtmahl stillte unsere bereits vorhandenen Hunger. Das Personal war sehr liebevoll und entgegenkommend. Der Schlaf wollte aber nicht eintreten. Der ganze Körper war sehr mitgenommen von dem unbequemen Transport auf dem harten Strohlager dieses Fuhrwerkes. Es mag wohl auch beigetragen haben in einem geweihten Gotteshaus ein behagliches Ruhelager erhalten zu haben. Was kommt doch alles vor in diesem großen Völkerringen, man lernt doch jeden Tag etwas Neues und man muss es erleben und ertragen lernen.

16. Oktober. Um fünf Uhr früh gab es bereits Tagwache um bis sieben Uhr früh zur Generalvisite durch einen Regimentsarzt bereits mit allem fertig zu sein. Das verabreichte Frühstück war sehr reichlich und gut. Punkt sieben Uhr erschien der Arzt mit Gefolge und nahm jeden neu eingetroffenen Patienten zur genauen Untersu-

chung vor. Als die Reihe an mich kam berichtete ich über meinen Krankheitszustand. Das Latein des Arztes war gleichlautend wie jenes des Deutschmeisterarztes, folglich hieß es: „Geht mit dem nächsten Transport in das Feldspital 5/5 nach Monostirek“. In einem sehr gebrechlichen Krankenwagen verstaut, ging die sechsstündige Fahrt weiter bis zum heutigen Ziel: „Feldlazarett 5/5 in Monostirek“. Hier ging es wieder ins Bad und zur Desinfektion. In der frisch gefassten Leibwäsche bestiegen wir einen Sanitätsomnibus, der uns in das in zwei Scheunen nett eingerichtete Feldlazarett überführte. Die Aufnahme sehr nett und liebevoll, Verpflegung äußerst gut und reichlich. Deutsche Kameraden lagen nebenan, welche auch in der Stellung der großen Abwehrschlacht im Graben lagen, dortselbst teilweise verwundet oder krank wurden, wie ich mit Rheumatismus und Herzneurose. Ein Oberarzt hielt am Nachmittag die Visite und ein Großteil der hier liegenden Kranken und Verwundeten wurde für den morgen abgehenden Transport bestimmt, zu dem auch ich zugeteilt wurde. Bis spät in die Nacht hinein erzählten sich die Kameraden ihre letzten Erlebnisse vor ihrem Scheiden aus der Fronteinheit. Jeder war froh ins Heimatland zurück kommen zu können, da sich schon bei jedem ein Leiden zeigte von all den Strapazen der letzten Monate.

17. Oktober. Schon zeitlich früh wurde die abgehende Mannschaft geweckt um rechtzeitig reisefertig gestellt zu sein. Eine Feldbahn mit offenen Waggonen brachte uns nach Aschidow, der letzten Bahnstation der dort vorbeigehenden Frontlinie. Die Station des Roten – Kreuzes labte alle Angekommenen mit Tee, Brot und einer großen Rippe Schokolade. Mit viel Mühe vollzog sich die Auswaggonierung; in einfachen Baracken untergebracht. Zu jeder Stunde kamen viele Verwundete an von dem Abschnitt der 106 I.T.D., in dem in den letzten Tagen ein großes Gefecht stattfand. Auf dieser Sammelstelle traf ich einen Kameraden von der 4. Feldkompanie vom I.R. 84, der auch Prinz Karl von Gföhl kannte, in derselben Kompanie an der Front bei ihm war. Dieser berichtete über die Schlacht bei Sappanow am 8. Juni 1916, bei der von der 4. Kompanie nur vier Mann übrigblieben. Der größte Teil gefallen, verwundet und der Rest in russische Gefangenschaft geraten, unter Letzteren musste auch Prinz Karl mit hinein ins tiefe Rußland.

18. Oktober. Das Mittagmahl erhielten wir heute schon um elf Uhr, da nachher schon die vorgesehene Einwaggonierung begann. Der Krankenzug No. 43 war bereits zusammengestellt und rollte auf dem Geleise zur Rampe herein. Der Zug hatte gemischte Waggonen, wie Personenwagen, in dem die leicht verwundeten Krieger untergebracht wurden. Die Schwerverletzten und liegenden Kranken erhielten die geschlossenen Wagen mit Liegebetten. Die Verpflegung war äußerst gut und reichlich, das Pflegepersonal stellten Theologen aus Tirol, die besonders liebevoll zu uns allen waren. Ein Deutscher Malteser – Zug führte uns vorerst nach Lemberg, wo wir am 19. Oktober früh einlangten und am Bahnhof Podschamsche auf Bescheid warten mussten, wohin der Transport geht. In Lemberg konnte niemand in den Spitälern untergebracht werden, alles überfüllt. Nach sechsstündigem Zuwarten setzte sich der Zug wieder in Richtung Sambor in Bewegung. Diese Stadt, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, Prohobitsch, wo die großen Bohrtürme der Petroleumquellen stehen, litt durch die Kriegshandlungen sehr schwer. Die ganze Gegend von hier bis zu den Karpathen bot ein noch schauerliches Bild. Unzählige Heldengräber, viele Massengräber, zerstörte Bauten, Viadukte, Tunnel, Fabrikanlagen. Überreste von feindlichem Kriegsgerät und Material konnte man hier überall sehen bis hinein in die Nordgrenze der ungarischen Tiefebene. Bis Maramaros - Sziget kam der Russe bei den so schweren Winterkämpfen in den Karpathen herein. Hier wäre es ein Leichtes gewesen in die Ebene vorzustößen, um dann mit großer Wucht den von den Russen geplanten Vormarsch ins Herz von Österreich – Ungarn zu erringen. Jedoch rannte er sich blutige Köpfe an dem eisernen Abwehring unserer so tapferen Armee. Auf beiden Seiten gab es enorme Opfer, doch hier wurde dem vorstoßenden Feind ein Halt geboten. Weiter soll er nicht mehr kommen. Und so ist es hier wirkliche Wahrheit geworden.

Am 20. Oktober erreichte unser Transportzug die ungarische Stadt Miskolcz, ein großer Eisenbahnknotenpunkt, schon in der großen Ebene Ungarns. Hier war ein längerer Aufenthalt, den Bescheid, wohin die Reise geht, abwartend. Vier Tote wurden hier ausgeladen und auf dem Ortsfriedhof ins Heldengrab gebettet. Nach zweistündigem Aufenthalt ging die Fahrt wieder weiter über Hatvan nach Losom, einem Städtchen nordöstlich von Budapest. Um elf Uhr nachts rollte unser Zug in die Bahnstation ein. Wer gehen konnte ging in der Marschkolonne beinahe eine halbe Stunde ins Barackenspital. Die Schwerverwundeten und Schwerkranken erhielten gedeckte Wagen und langten erst eine halbe Stunde später bei uns ein.

Im Vorraum der Reinigungsbaracke gab es noch ein gutes Nachtmahl. Hernach ging es ins Bad. Alle Wertgegenstände gab man in seine Kappe, eine Nummernmarke erhielt man für die Montur und Rüstung. Die Monturstücke kamen alle in einen Sack, der am nächsten Tag zur Entlausung ging. Die Zeltblätter und decken musste man abgeben und verblieben hier zur weiteren Verwendung. Ich behielt sie mir in meinem Rucksack gut verpackt, denn ich wusste schon früher vom Abgeben. Alle ärarischen Gegenstände mussten abgegeben werden. Das frische Duschbad stand schon für uns bereit zur Generalreinigung, da wir doch am Transport wieder Schmutz und auch Ungeziefer aufnahmen. Frische Leibwäsche, einen Patientenmantel und Hausschuhe wurden uns verabreicht. Im Verbandsaal ließ man uns eine volle Stunde warten, bis wir in die Aufnahmekanzlei vorkamen. Während dieser Wartezeit hatten wir Gelegenheit Einblick zu bekommen, wie es auf einer Spitalssammelstelle zugeht. Viele Schwerverwundete, junge und alte Krieger mit ganz verwildertem Aussehen, mit stechendem starren Blick, der einem selbst das eigene Herz bald zum Stillstand hätte bringen können, erhielten aus den Händen der geschulten Verbandsschwester wieder Reinigung der Wunden und frische Verbände. Die Fertigkeit in der Betreuung und dem Verbinden jeder noch so argen Verwundung ließ uns staunen, sowie die eisernen Nerven und

die kalte Natur dieser freiwilligen Helfer. So zum Beispiel, lag ein schwer verwundeter Kamerad mit einem Schuss durch die Weiche. Die Wunde samt Umgebung war vom gestockten Blut ganz blau unterlaufen, eine sehr schwere Verwundung mit großer Lebensgefahr. Dem Einen fehlte eine Hand, dem Anderen ein Fuß oder gar beide. Allerlei Wunden auf allen Körperteilen und viele Kopfverletzungen mussten hier gereinigt, teilweise amputiert und frisch verbunden werden. In der Aufnahmekanzlei erhielt jeder sein Vermerkblatt, auf dem auch die vollständige Anschrift der Familienangehörigen angegeben wurde, um sie von dem Aufenthalt und Befinden der eingelieferten Verwundeten und Kranken verständigen zu können. Ein Unteroffizier führte uns in die Baracke 7, welche für angeblich fünf Tage unser Heim sein soll, da dieses Durchgangsspital nur eine Überwachungsstation ist. Mit großem Erstaunen betraten wir den Krankensaal, alles was wir sahen ziemlich rein und nett, wie im tiefsten Frieden ein Spital sein soll. Es war schon zwei Uhr früh als wir ins weiche Bettlein schlupfen konnten. In Folge der Schmerzen, welche durch das Gehen und Stehen hervorgerufen wurden, konnte ich kein Auge schließen. Die Gedanken stets bei meinen Lieben blieb ich bis morgens wach. Als die liebe Sonne ihre herrlichen Strahlen zu uns herein sandte, war es bereits sieben Uhr. Das karge Frühstück, eine kleine Schale Kaffee und ein Viertel Brot für den ganzen Tag, was doch für uns Hungrigen viel zu wenig war, passte uns allen schon gar nicht. Die Verpflegung war nur vierte Diät. Die Pflegerinnen ließen so manches zu wünschen übrig. Ein Wiener Oberarzt hielt die Visite ab, ging nur kurz den Krankenfall durch, doch kümmerte er sich gar nicht um den Zustand der Patienten.

Am Abend rief man uns vom neuen Transport ins Untersuchungszimmer, wo in Gegenwart eines Oberarztes und drei Schreiberinnen nur gefragt wurde, was einem fehlt. Untersucht wurde keiner von uns. Das Vormerkblatt konnte man sich, wie man wollte, ausstellen lassen. Was man auf das Vormerkblatt schreiben lassen wollte, schrieb die betreffende Schreiberin. Dies war die ganze Untersuchung, ein netter Zustand. In dieser Baracke gefiel es uns nicht all zu sehr. Es wurde für meinem Kamerad Kisla und mir am siebenten Tag unseres Hierseins die Umquartierung in die zweite Baracke, durch Vermittlung einer Wienerin, die als Schreibkraft in diesem Spital tätig war, ermöglicht. Mein Krankheitszustand besserte sich schon ein wenig, mit vieler Mühe konnte ich tagsüber schon ein wenig aufbleiben. Die Schreiberin des Regimentsarztes kam nach der Visite zu uns um mit deutschen Kriegern in Gesellschaft zu sein. Wir hatten in ihr sogleich die höchste Anständigkeit gefunden. Gar manche fröhliche und angenehme Stunden verbrachten wir beide in ihrer Gesellschaft. Sie lud uns jeden Tag ein in ihr Schreibzimmer zu kommen, wo stets fleißig musiziert wurde. Zwei Violinen und eine Gitarre ließen so manche liebliche Weisen und Melodien aus bekannten Wiener Operetten und Volksliedern zum vollen Ausdruck kommen. Unsere Gastgeberin war schon einmal zwei Jahre in Wien, daher die Zuneigung zu uns, die wieder das liebe Wien ihr vor Augen führten, sie glücklich machten, als wären wieder alle in Wien beisammen in der lieblichen Donaustadt. Nun, wie es zum Abschied kam, am 6. November, hieß es tief bewegten Herzens von einander gehen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

Nun folgt ein Auszug über die Missstände in diesem ungarischen Spital. Wie man erfuhr, hatte das Spitalskommando ein slawischer Oberstabsarzt, der die russischen Gefangenen als Krankenwärter und Küchenpersonal einstellte. Diese verstanden es vorzüglich in erster Linie auf sich zu schauen, dass ihr Bäuchlein voll gefüllt wurde auf Kosten der ganzen 2000 Mann hilfsbedürftiger Frontsoldaten, die dadurch soviel Hunger leiden mussten. In den Verpflegungsgebühren wurden wir hier besonders arg gestraft.

Frühmorgens um halb sechs Uhr schnitten die Russen das Brot in solche Viertelwecken, in denen das drei Zentimeter dicke Mittelstück fehlte. Es war ja kein Wunder, ohne österreichischer Aufsicht, solche Freiheit den Gefangenen einzuräumen. Man kann sich ein Bild machen, wie die Russen zu etwas kamen. Ihre gefassten Gebühren verkauften sie, den Wecken Brot um acht Kronen. Bei der Menageausgabe in der Küche für das ganze Spitalpersonal gab es einen großen Löffel. Im Krankensaal gaben die russischen Wärter die Mittagsportion in einem kleinen Löffel aus. Bevor sie aber mit dem Kübel Menage zu uns kamen gingen sie in den Raum, wo alle Menageschalen aufbewahrt und auch gewaschen wurden. Dort füllten sie vier bis sechs Schalen noch extra für sich voll, dann erst begann die Verteilung im Krankensaal unter viel Lärm und Schreien mit einem kleinen Löffel. Nach der Verteilung blieb noch ein Viertel des Mittagmahles im Kübel über. Anstatt den Rest an die Kranken zu verteilen, nahmen die Russen den Kübel wieder mit. Die ersten Tage unseres Hierseins merkten wir diese Missstände nicht so sehr, aber nach einer Woche bekamen wir schon mehr Einblick, was sich hier abspielt. Jeder Russe kugelförmig, förmlich gemästet wie ein Schwein. Hingegen mussten österreichische Rekonvaleszenten alle Reinigungsarbeiten, wie: die Krankensäle kehren, aufwaschen der Baracken, Fenster putzen, Abort reinigen, verrichten. Diese Kameraden taten einem wirklich leid. Sie waren schon vom Körper gefallen, mussten Hunger leiden und außerdem standen sie beinahe unter dem Kommando der Russen. Nun, was soll man da sagen, zu dieser österreichischen Wirtschaft im ungarischen Spital? Diese Übelstände sahen die Offiziere nicht oder wollten sie nicht sehen, oder waren sie mitschuldig an diesem Geschehen? So manche andere Miss- und Übelstände brachten wir in Erfahrung, so konnten wir auch mit eigenen Augen und Ohren vielerlei sehen und vernehmen, was einen anständigen und charaktvollen Menschen abstößt. Alle diese Vorkommnisse bewogen uns dem Regimentsarzt unsere Beschwerde vorzutragen. Wir baten ihn, er solle dieses Unrecht an all den hier weilenden österreichischen Vaterlandsverteidiger, so rasch wie möglich abschaffen, sonst wären wir gezwungen, beim Spitalskommando mit einer Beschwerde zum Rapport vorgeführt zu werden. Der Regimentsarzt sah momentan ganz baff drein, über unser Vorgehen etwas erregt, meinte er zum Schluss, wir sollen uns beruhigen, er wird Sorge tragen, dass sich alles für uns zum Besten wendet. Wir nahmen seine gut gemeinten Worte zur Kenntnis

und warteten einige Tage auf die versprochene Änderung der hiesigen Zustände. Zu unserem Entsetzen änderte sich nichts an all dem, was wir durch unsere Beschwerde abgeschafft haben wollten. Unsere Geduld war zu Ende. Den Regimentsarzt ersuchten wir, er möge uns zum Spitalskommando vorführen. Er wollte uns etwas beruhigen, wir sollen uns hier nicht so aufblasen, wir sind ohnehin nicht mehr lange hier, wir gehen in Kürze in ein österreichisches Spital ab. Wir ließen uns aber nichts einreden, sondern bestanden darauf, vorgeführt zu werden. Auf vieles Zureden gelang es uns vorgeführt zu werden. Beim Rapport standen wir zwei ganz allein, meldeten uns stramm militärisch und brachten im Namen aller Kranken in unserem Krankensaal unsere Beschwerde über vorerwähnte Missstände in diesem Spital vor.

Der Oberstabsarzt ließ uns ruhig aussprechen, fragte uns von wo wir her sind, von welchem Regiment. Wir meldeten, wir beide sind Wiener, Kisla bei den Deutschmeistern, ich bei Schwerer Feldartillerie Regiment 25, Batterie II., er sprach nicht mehr viel, zum Schluss hieß es abtreten. Wir beide traten aber nicht sogleich ab, sondern wiederholten unsere Bitte, er möge doch die Missstände abstellen zum Wohle aller hier weilenden österreichisch - ungarischen Krieger. Er schenkte uns weiter kein Gehör mehr und hieß uns zum zweiten Mal abtreten. Ließ uns stehen und ging in seine Schreibstube. Solche Offiziere und Ärzte hat Österreich - Ungarn, nur auf sich schauen und die kranke arme Mannschaft missachten. Wir wussten schon, in Kürze wird der Abgang in ein österreichisches Spital kommen. Mit großer Sehnsucht erwarteten wir den Tag unseres Scheidens von hier. Zum Rauchen gab es überhaupt nichts. Konnten uns auch nichts kaufen, da es hier einem Deutschen unmöglich gemacht wird, sich etwas Zubeße zu beschaffen. Die Ungarn hatten hier im Spital in Überschuß, aber unsereins kann sich nichts auftreiben. Hunger konnten wir uns hier genug leiden. Die Angehörigen der ungarischen Kranken brachten in Buckelkörben in vollem Überfluß Weißgebäck, Weißbrot, Mehlspeisen, Gugelhupf, Speck, Wurst, Eier, Butter, Schweinefleisch gebraten und Rauchwaren in Unmengen, doch diese gaben den armen Kollegen nicht einmal ein Stücklein. Wie schwer war uns Deutschen zu Mute, zusehen zu müssen, wie die Ungarn im Überfluß prassen, und wir mit knurrendem Magen daneben zusehen müssen. Hier zeigte sich klar, wie die Ungarn nur für ihre Nation eingestellt sind, für Gemeingeist ist bei ihnen kein Platz.

Nach sehnsüchtigem Warten kam bangen Herzens der 6. November. Dieser Tag brachte uns die freudige Botschaft, die Abfahrt in die Heimat ist gekommen. Zu meinem Pech hatte ich keinen Heller Geld mehr. Vor acht Tagen schrieb ich zur Mutter heim um Nachschub, doch bis zum Abmarsch aus dem Spital zum Bahnhof ist kein Betrag gekommen. Frohen Mutes packten wir unsere sieben Zwetschken zusammen um nach dem Mittagessen zum Bahnhof zu gehen, zur Einwaggonierung. Gerade beim Essen kam ein Postbote mit der Anweisung für zehn Kronen, die ich persönlich im Stadtpostamt abholen sollte. Da bereits die Aufstellung nach dem Essen vorgesehen war, gab es keine Möglichkeit mehr in die Stadt gehen zu können. Unser liebgewonnenes Kanzleifräulein gab mir von ihrem Gelde die zehn Kronen, die Anweisung ließ sie nachher durch den Postunteroffizier am Postamt beheben. Für mich reichten die erhaltenen Kronen wieder über die nächste Zeit. Das liebe Fräulein begleitete uns bis zum Bahnhof und nahmen vor Abgang des Zuges von ihr herzlich Abschied. Sie war die Einzige, welche uns das Leben im Spital erträglich machte und uns wirklich schöne Stunden genießen ließ. Wir versprochen ihr, vom neuen Aufenthaltsort zu schreiben und mit ihr in Freundschaftskorrespondenz zu bleiben. Dieses Versprechen hielten wir auch.

Von Losom ging die Reise über Budapest, Raab, Bruck an der Leitha nach Wien. In Raab gingen die Ungarn in ungarische Spitäler, wir Deutsche in österreichische. In Bruck an der Leitha erfuhren wir, unser Transport geht nicht nach Eger in Böhmen, sondern nach Wien in unsere liebe Heimat. Unsere Freude war überaus groß wieder Heimatboden betreten zu können und liebe deutsche Worte zu hören. Am 7. November um zehn Uhr nachts kamen wir am Ostbahnhof an, wo wir von der Rotkreuzstation mit Tee und Brot gelabt wurden. Es hieß gleich in fünf bereit gestellte Straßenbahnwagen einsteigen um ans Ziel zu gelangen. Unsere Frage galt, wohin geht es, in welches Spital? Ins Reservespital 10, III. Bezirk, Dietrichgasse. Von Kameraden, die schon ein Mal dort waren erfuhr man: sehr gut, ausgezeichnet. Dieses Spital wurde in der Knaben- und Mädchenbürgerschule untergebracht, sehr praktisch, rein und nett eingerichtet. In die Krankenaufnahmestelle hieß es gehen, dort kamen uns die ersten freundlichen Worte der Heimat entgegen. Oh, wie glücklich fühlten wir uns hier bei dem edlen Volke des goldenen Wienerherzens. Wie rasch verscheucht waren die Erinnerungen an das Geschehene im ungarischen Spital. Hier begann die Reinigung und Desinfektion der Montur wieder von vorne. Das frische Bad tat uns sehr wohl, da uns der weite Bahnweg wieder ziemlich schmutzig machte. Alle Haare wurden wieder geschoren, uns machte das nichts mehr, wir waren schon vieles gewohnt. Von Klosterschwestern bedient und in die 2. Abteilung auf Zimmer No. 12 geführt. Dieses war noch unbelegt. Wie erstaunten wir beim Eintreten in das Krankenzimmer? Alle Betten rein weiß überzogen, ordnungsgemäß eingerichtet; elektrisches Licht, wie in einem Herrschaftszimmer. Die Schwestern waren uns mit allem Möglichen gleich behilflich und wir beide legten uns nebeneinander, wie im letzten Spital. Die Zeit war bereits auf Mitternacht gegangen, es hieß jetzt ein allseitiges „Gute Nacht“. Die diensthabende Schwester betete noch das „Ave Maria“ und ein tägliches Dankgebet. Sie verabschiedete sich mit einem recht lieblichen „Lebt recht wohl, schläft gut, gute Nacht“.

8. November. Punkt fünf Uhr früh erschien die Zimmerschwester, betete wieder das „Ave Maria“. „Tagwache, auf“, alles heraus aus den Federn, im schön eingerichteten Waschraum die Morgenwäsche des ganzen Körpers verrichtet, die Betten vorschriftsmäßig gebaut und hernach konnte man sich wieder zu Bett begeben. Die Bedienerinnen wuschen alle Böden auf, die Fenster und Messingdrücker jederzeit sauber geputzt. Um acht Uhr morgen nahm die Schwester von jedem die Temperatur ab und um neun Uhr vormittag erschien bereits Herr

Professor Salomon mit noch einem Arzt sowie einer Frau Doktor um die genaue Untersuchung jedes neu angekommenen Patienten durchzuführen. Als Dritte nahm mich Herr Professor vor. Die Untersuchung erstreckte sich auf alle wichtigen Organe, besonders Herz und Gelenke. Der Befund hatte reichlich Aufzeichnungen und Diagnose war Herzneurose - Rheumatismus. Die vierte Diät wurde mir zugeschrieben nebst äußerster Ruhe und Bäder für die Gelenke. Hier wurde jedem kranken Krieger die Möglichkeit gegeben sich auszuheilen und sich gründlich erholen zu können. Die vierte Diät beinhaltete äußerst geschmackvoll zubereitete reichliche Mahlzeiten wie: zum Frühstück gab es weißen Kaffee, ein Drittel von einem großen Laib Brot war Tagesration, Gabelfrühstück: zwei weiche Eier oder Topfenkäse, Fische, Kartoffel mit Salz. Mittagsmahl: eine kräftige gute Rindsuppe, ein schönes großes Stück Rindfleisch mit einer großen Portion Gemüse. Zur Nachmittagsjause Cacao, abends vier Mal in der Woche Fleisch wie Kalbs- und Schweinsbraten, Faschiertes, Wildbret und noch immer reichlich Gemüse dazu. Mittag gab es nur an einem Freitag Mehlspeise, wie geschmalzene Nudeln, Apfelstrudel und allerlei sonstige Mehlspeisen. Vollste Zufriedenheit aller Kameraden über die äußerst liebe Behandlung und so guten und reichlichen Verpflegung konnte der Spitalsleitung und den Ärzten zugesichert werden.

Meinem lieben Vater, der im Türkenschanzlager beim Infanterieregiment 49 in Wien als Kerkermeister diente, sowie auch Tante Käthe, Wien III., Lustgasse 4, schrieb ich rasch eine Rohrpostkarte, dass ich mich hier in Wien im Spital befinde. Samstag kam bereits meine liebe Tante Käthe zu mir auf Besuch. Groß war unsere Freude nach so langer schwerer Zeit ein glückliches Wiedersehen zu erleben. Für Sonntag erwartete ich den Besuch meines lieben Vaters. Ich nahm mir soviel Kraft aufzustehen, am Hauseingangstor persönlich die Ankunft meines Vaters zu erwarten. Besuchszeit gab es von ein bis fünf Uhr nachmittags. Ich ging aber schon um ½1 Uhr hinunter in den Vorraum des Stiegenhauses, da ich die Ankunft kaum mehr erwarten konnte. Es gingen und kamen Zivil- und auch Militärpersonen doch mein Vater wollte nicht kommen, meine Geduld ging beinahe zu Ende. Ein Soldat mit aufgestelltem Mantelkragen kam des Weges mit dem Ziel: Eingangstor des Reservespitals. Beim Eintritt in den Vorraum des Stiegenhauses erkannte ich momentan meinen Vater nicht. Sein sehr herabgekommenes Gesicht täuschte mich. Erst dann erkannte ich Vater, als ich seine gutmütige Stimme vernahm. Dieses freudige Wiedersehen wird uns wohl ewig in Erinnerung bleiben. Eine kleine Liebesgabe brachte er mir auch mit. Fünfzig Stück Sportzigaretten und diverse Süßigkeiten. Wie gut ist doch ein so edles Herz meines eigenen Vaters? Während der ganzen Besuchszeit musste ich über meine Erlebnisse im Feld Bericht erstatten. Tante Käthe mit ihren lieben Töchtern Hilda, 11 Jahre, Frieda, 9 Jahre, kam auch bald zu mir und brachte mir auch viele gute Sachen. Die Mäderln hätten mich ganz alleine haben wollen, ich sollte ihnen Geschichten aus Rußland erzählen, doch dazu hätte ich noch zwei Stunden benötigt.

Die mitgebrachten Zigaretten schmeckten ausgezeichnet, hatte ich doch seit meinem Abschied von meiner Batterie kaum gute Zigaretten erhalten. Wir plauderten so vertieft von unseren Lieben daheim, dass wir gar nicht bemerkten, dass die Zeit zur Abendvisite bereits gekommen war. Im Nu hieß es Abschied nehmen auf eine Woche von Vater. Tante Käthe kam jeden zweiten Tag.

Als ich nach dem Besuch ganz allein für mich im Zimmer war, da ließ ich mir noch ein Mal das Bild geliebten Vaters im Geiste vor mir vorbeiziehen. Wie krank sah er aus. Der Körper ganz abgemagert, die hohle Gesichtsfarbe, gegen früher, wo sie rosig war. Sein ganzes Aussehen erregte mich sehr und eine unheimliche Angst beschlich mich um sein weiteres Leben bei uns. Die ganze Woche hindurch weilten meine Gedanken bei ihm und sann nach, wie soll ich Vater nahelegen wie krank er sei.

Am zweiten Sonntag kamen Vater und Tante Käthe wieder auf Besuch. Nach längerem Plaudern nahm ich mir den Mut Vater über seinen Krankenzustand aufzuklären, ihm nahezu legen, er möge doch sogleich zum Arzt gehen, sein Zustand erscheint mir bedenklich. Die Ärzte müssen ihn krank befinden und ihm eine Heilung im Lazarett ermöglichen. Noch wäre es Zeit sich rechtzeitig behandeln zu lassen, doch Vater war anderer Meinung. Er wollte von den Ärzten nicht als Schwindler hingestellt werden. Er ging nach meiner gut gemeinten Bitte auch weiterhin zu keinem Arzt. Es war ihm über seine Krankheit nichts einzureden. Obwohl sein Zustand wieder von Tag zu Tag schlechter wurde, konnte er zu keinem festen Entschluss kommen, sich ins Spital zu begeben.

Mein liebes Mütterlein wollte mich auch nächste Woche im Lazarett besuchen, doch dieser Besuch wäre mit vielen Kosten und Umständen verbunden gewesen. Vater und ich schrieben ihr, sie möge noch eine Woche Geduld haben. Vielleicht ist uns die Möglichkeit gegeben in Kürze einen Urlaub in die Heimat zu erhalten. Mein liebes gutes Mütterlein war nun zufrieden und wartete geduldig auf mein Kommen. Mein Gesundheitszustand besserte sich von Tag zu Tag. Die Ärzte hatten vom höheren Kommando aus den strikten Auftrag möglichst viele diensttauglich zu erklären und sie an ihre Truppenkörper abzuschicken.

Am 20. November kam auch ich an die Reihe, aus dem Reservespital auf die Rekonvaleszenten - Sammelstelle Rotunde geschickt zu werden. Dort traf ich zwei Kameraden meiner Batterie, welche schon früher mit Krankheit ins Spital gingen. Unser so unerwartetes Wiedersehen hier im so schönen Wien wurde auch gebührend gefeiert. Von allen Spitälern langten täglich die Massen der Entlassenen hier ein, um nach fünf bis sechs Tagen zu ihrer Ersatzkadertruppe gesandt zu werden. In den Ausstellungssälen der Rotunde erhielten wir die Schlafstelle und Aufenthaltsräume. Es erhielt jeder Ausgangsbewilligung bis sieben Uhr früh nächsten Tag. Zu dieser Zeit musste jeder hier sein um seinen Abgang erfahren zu können. Ich nützte meine Freizeit sehr gut aus. Bei Tante Käthe konnte ich schlafen und auch meine Mahlzeiten bereiten und einnehmen. Meinen lieben Vater besuchte ich jeden Tag, was für uns beide eine große Freude bereitete. Vater konnte es nicht verstehen, dass ich immer noch in Wien sei und mich nicht schon längst beim Ersatzkader befinde.

Am 26. November erhielt ich meinen Marschbefehl nach Theresienstadt ins Tschechenland. Nach fünfzehnstündiger Fahrt entstieg ich um sieben Uhr früh des 27. November in Leitmeritz dem Zug. Die lange Fahrt der schlaflosen Nacht ermüdete mich sehr. Ganz erschöpft harpte ich eine Weile auf einem Bankerl des Bahnhofwarteraumes aus. Nach einstündiger Rast machte ich mich auf den bekannten Alleeweg nach Theresienstadt. Bevor ich in die Kaserne ging suchte ich noch ein bekanntes Gasthaus „Zum Schustermandl“ auf, wo ich mir noch eine Stunde Ruhe vergönnte. Unsere Kaserne lag innerhalb der Festungsmauer, ein Teil der Mannschaft war wohl auch außerhalb im Festungsgürtel einquartiert. Beim Betreten durch das Tor in den geräumigen Kasernenhof konnte ich eine gespannte Batterieformation, die eben vom Exerzierplatz einrückte, beim Ausrichten der Geschütze in Augenschein nehmen. Der Kasernendrill wurde mir dadurch sofort wieder in Erinnerung gebracht. Mehr als die in den letzten Monaten bei der Feldbatterie hindurch erlebten Schikanen seitens der vorgesetzten Feuerwerker konnten hier auch nicht zu erwarten sein. Meine Papiere gab ich bei der Meldung meiner Einrückung vom Spital in der Batteriekanzlei ab. Ein neuer Rechnungsunteroffizier namens Berner und Zugsführer Jaschek, letzterer war schon bei meiner Rekrutenzeit in der Kanzlei als Schreibkraft verwendet, der bis heute noch keinen Tag an der Front war, empfingen mich mit barschen Worten und wiesen mich an den dienstführenden Feuerwerker Wagner, der ebenfalls keine scharfe Kugel an der Front hörte. Die Mannschaftsunterkünfte waren größtenteils in alten Magazinen der Festungsmauer untergebracht. Was man hier sah spottete jeder Beschreibung. Sanitätswidrig von oben bis unten. Feuchte, ungesunde Räume, die Mauerwände pechschwarz, alles ohne Ordnung. Schmutzige Strohsäcke auf primitive Pritschen gelegt, welche in den langen Räumen hinunter als Schlafstellen für uns aufgestellt waren. In Anblick dieser Missstände ekelte mich die ganze hiesige Umgebung an. Die Abortanlagen ließen wohl am meisten zu wünschen übrig. Im Stillen dachte ich mir: Hier soll ein Mensch schlafen und wohnen?

Ja, im Felde gab es auch oft und oft keine angenehme Unterkunft, doch auf Reinlichkeit und Ordnung musste jeder schauen. Hier im Hinterland solche Übelstände dulden, seitens des Kommandos der Ersatzbatterie, setzt wohl allen angetroffenen Unzukömmlichkeiten die Krone auf. In Friedenszeit musste man ein schön gebauter, gesunder Mann sein, um beim Militär überhaupt dienen zu dürfen. Heute hat man alle möglichen Krankheiten und Gebrechen unter der Mannschaft. Im tiefen Frieden galt es jedem zur Ehre, aktiv gedient zu haben. Man wurde erst bei Militär ein voller ganzer Mann. Man sah es jedem schon im Gang und Benehmen an, was er durch das Soldatenleben an Allem erhielt.

Bei Feuerwerker Wagner meldete ich mein Einrücken vom Spital. Er erkannte mich nicht mehr von früher her. Seine Frage, ob ich Fahrvormeister sei, erstaunte mich. Selbstverständlich erschien ihm meine so abscheulich aussehende Montur eines Fahrers ähnlich. „Nein, kein Fahrer, sondern ich bin von der Bedienungsmannschaft der bekannten Batterie II“, war meine Antwort. Jetzt wurde er sehr nett und freundlich. Erkundigte sich gleich bei mir über das Befinden seiner Unteroffizierskameraden Mahovsky, Drechsler und Redl. Den beiden Ersten legte ich schon ein echtes Bild ein, von ihren Untaten uns gegenüber, besonders uns Jungen. Sein Erstaunen war sehr groß über den von mir gegebenen Bericht. Er konnte es überhaupt nicht für möglich halten, so grausam mit den Untergebenen zu verfahren. Ein Bett in einem kleinen Zimmer, in dem Unteroffiziere untergebracht waren, soll nun meine Liegestatt sein. Leider war kein Bekannter unter ihnen. Unter wildfremden Kameraden soll ich hier den ganzen Winter verbringen?

Am nächsten Tag ging es zur Marodervisite. Der diensthabende Arzt, ein rühriger gerechter Mensch, erkannte sofort meine Bedürftigkeit für Erholung. Vierzehn Tage dienstfrei und ein Monat nur leichten Dienst erhielt ich von ihm, für mich eine große Freude. Die nasskalte Novemberwitterung verschlechterte mein Rheuma, sodass mir durch die Güte und Verständnis des Arztes doch Möglichkeit geboten wurde, mich ausheilen zu können.

Um elf Uhr vormittags meldete ich beim Rapport dem Ersatzbatteriekommandanten Hauptmann Spronner meine Einrückung vom Spital. „Bei welcher Batterie haben sie Felddienst versehen und wie lange?“, war seine Frage. Meine Antwort korrekt: „Batterie II., von September 1915 bis 15. Oktober 1916, hernach im Lazarett Losom – Wien, bis zu meinem Einrücken zur Ersatzbatterie“. Meine vorgebrachte Bitte um Wiedersehensurlaub gewährte mir sofort mein Batteriechef. Nachmittag, nach Befehlsausgabe, erhielt ich meinen Urlaubsschein, nun ging es heim zur lieben Mutter und Geschwister in meine vielgeliebte Heimat nach Gföhl. In Leitmeritz bestieg ich um sechs Uhr abends den Zug der Nordwestbahn, die ganze Nacht ohne Schlaf durch, bis wir um acht Uhr früh in der geliebten Wienerstadt einlangten. Mein erster Besuch galt meinem lieben Vater im Türkenschanzlager. Einige Stunden verweilte ich bei ihm und wiederholte meine eindringliche Bitte, ja bestimmt zum Arzt zu gehen, sonst könnte es zu spät sein. Doch wieder vergebens war meine gut gemeinte Bitte. Er wollte es nicht glauben, dass sein Zustand bedenkliche Formen annahm.

Die Abfahrt vom Franz Josefs Bahnhof erfolgte um fünf Uhr abends, nach 2½ständiger Pendelfahrt rollte der Zug im Bahnhof Krems ein. Wie wohl fühlte ich mich, wieder auf dem Heimatboden, den ich schon wieder so lange vermissen musste. Auf Schusters Rappen ging es im raschen Marschtempo dem lieblichen Kremsfluss entlang, hinauf auf das Gföhler Hochplateau, meinem lieben Heimatort Gföhl zu. Nach 3½ständigem anstrengendem Fußmarsch lüftete sich der gemischte Laub- und Nadelwald, die Lichter der Straßenbeleuchtung zeigten mir bereits die Ortsnähe an. Noch zehn Minuten Weg und schon öffnete ich die Hoftür meines mir so trauten Vaterhauses. Beim Schlafzimmerfenster klopfte ich an, die Mutter hörte mich sofort und rief: „Wer ist's?“ Meine Antwort war: „Der Hans!“ Da gab es natürlich sofort ein reges Leben im Hause. Die Freude aller über mein unangemeldetes Kommen war unbeschreiblich. Für das leibliche Wohl sorgte mein liebes Mütterlein außer-

ordentlich. Für einen hungrigen Soldaten bot sie alles Vorhandene in reichlichem Maße auf. Bis zwei Uhr früh dauerte unsere Plauderei über all meine Erlebnisse an der russischen Front, seit meinem letzten Urlaub. Mutter und Geschwister erzählten auch alle Ereignisse in der Familie in Gföhl. Wie schön wäre es gewesen, wenn unser lieber Vater bei uns sein hätte können. Doch leider war Vater viel zu gewissenhaft, sich beim Rapport einen Wiedersehensurlaub zu erbitten. Nicht all zu lange dauerten diese kurz bemessenen Urlaubstage. Mit Besuche machen bei meinen bekannten lieben Gföhlern und teilweise auch kleinen Arbeiten im Hause verging all zu rasch mein Urlaub. Mit schwerem Herzen hieß es nun wieder von meinen Lieben Abschied nehmen. Mutter und Geschwister begleiteten mich noch ein Stück Weges bis zur Königsalm. In der beseeligen Erwartung eines fröhlichen Wiedersehens zu den Weihnachtsfest - Freudentagen mit Vater, sagten wir uns ein letztes Lebewohl und nun musste ich auf Schusters Rappen nach Krems wandern zum Zug nach Wien. Bei Vater erstattete ich ausführlichen Urlaubsbericht und überbrachte ihm von unseren Lieben daheim liebe Grüße und auch von allen Bekannten und Freunden. Einige fröhliche Stunden, ganz im Gedanken bei unseren Lieben daheim im schönen Heimatort Gföhl, waren uns noch vergönnt im Lager im Türkenschanzpark bei I.R. 49.

Von Wien gegen Abend nach Leitmeritz weggefahren, die ganze Nacht hindurch zu keinem Schlaf gekommen. Am Bestimmungsort nächsten Morgen angekommen. Theresienstadt, meine Garnisonsstadt, erreichte ich erst gegen Mittag, da in Leitmeritz einige Kameraden von meiner Batterie mich am Bahnhof bewegten, mit ihnen ein kräftiges Gabelfrühstück im deutschen Gasthaus einzunehmen. Auch sie hatten keine Freude, hier im Tschechenland ihre nächsten Monate beim Kader verbringen zu müssen. Vier Tage dienstfrei hatte ich noch vom Arzt aus, diese kamen mir wirklich wie gewünscht, mich von allen Strapazen der letzten Zeit ausruhen zu können.

Nach Beendigung meiner Erholung meldete ich mich beim Rapport wieder dienstbereit. Herr Hauptmann Spronner beauftragte mich mit vier Tischler und Zimmerleuten die neuen Stellagen im Monturlager anzufertigen. Diese Beschäftigung nahm ich selbstverständlich mit Freuden sofort an, denn als Aufsichtsmann und Leiter der Arbeit konnte ich mein eigener Herr sein. Für diese Zeit wurde ich vom Dienst befreit.

Für die Weihnachtsfeiertage erhielt ich fünf Tage Urlaub. Ich wollte mit meinem lieben Vater gemeinsam die Heimreise nach Gföhl machen, doch traf ich ihn nicht mehr an. Schon vormittags fuhr er nach Hause. In Krems langte mein Zug erst abends ein. Einen Schulkameraden, Völker von der Au und ein Mäderl aus Wien, die auch zu den Feiertagen nach Hause zu ihren Eltern nach groß Motten heimgehen wollten, traf ich am Bahnhof. Nach 3½stündigem Fußmarsch, durch unser liebgewonnenes Kremstal hinauf auf das im Winter oft sehr raue Hochplateau der Gföhler Heimat, erreichten wir unser Ziel am 23. Dezember gegen zehn Uhr abends. Meine Lieben erwarteten mich heute zuversichtlich und waren alle mit meinem lieben Vater noch beisammen in der Küche. Mein Kommen erfreute uns alle sehr, denn seit ich Soldat war, gab es kein Wiedersehen auf heimatlichem Boden, wo alle Familienmitglieder am heiligen Weihnachtsabend beisammen sein konnten.

Der heilige Abend nahte heran, doch heuer konnte keine so lustige Stimmung sich einstellen wie in den vergangenen Jahren der Friedenszeit. Damals war unsere Küche in eine Zuckerbäckerei verwandelt, so vielerlei Mehlspeisen und Bäckereien für das hochheilige Weihnachtsfest wurden von Mutter, Schwester Ida und Tante Maria sorgfältigst gebacken. Doch heuer, in dieser so traurigen Kriegszeit, konnte nur eine kleine Menge bereitet werden, da die Not an allen Lebensmitteln sich überall spürbar machte.

Am Nachmittag des heiligen Abends rührte sich alles im Hause. Ein jeder hatte vollauf zu tun mit dem Reinigen und Ordnung machen im ganzen Hause.

Es nahte schon die fünfte Nachmittagsstunde, draußen war schon stockfinstere Nacht. Der Schnee krachte, es ging ein sehr kaltes Lüfterl durch die leeren Gassen. Wie in früheren Jahren, so auch heuer, stand der lichte Christbaum in unserem Schlafzimmer, doch nur ein kleines Bäumchen, wie es eben diese Notzeit ermöglichte. Vater, Mutter und wir drei Geschwister traten hin zum Lichte unseres kleinen Christbaumes. In stiller Andacht der heiligen Nacht, sandte jeder von uns sein Lob- und Dankgebet Gott, dem Herrn, Jesu, der in dieser hochheiligen Nacht als Sohn Gottes in Menschengestalt, als Sohn der heiligen Jungfrau Maria auf unsere Erde herniederstieg, um der Menschheit ein Erlöser zu werden. Tief bewegt und ergriffen über unser so trautes Beisammensein an diesem so schönen Freudenfest der Christen ging es nun zum bereits gedeckten Abendmahl. Mit einem stillen Tischgebet standen wir andächtig vor der uns geschenkten Mahlzeit.

Ich kam hinter meinem lieben Vater zu stehen. Nach dem Gebete betrachtete ich ihn mir so im Stillen von rückwärts. Momentan überkam mich ein unheimlicher Gedanke, ich wusste nicht wie. Ich sehe meinen guten Vater heute zum letzten Mal am heiligen Abend. Sein Aussehen war sehr bedenklich, als wäre sein Ableben in absehbarer Zeit zu erwarten. Es verging dieser trübe Gedanke wieder in Kürze. Mir war, als hätte mir jemand diese schweren Gedanken ins Ohr geflüstert. Ich ließ diese tiefen Empfindungen in mir nicht aufkommen und unterdrückte sie.

Die ganze Familie konnte nach zwei Jahren wieder beim heiligen Abendessen vereint sein. Wie schön und traulich waren alle Weihnachtsfeste im tiefsten Frieden. Der unselige Krieg hat so manche liebe Menschen von uns geraubt, sind gefallen im Kampf um unsere geliebte Heimat. Besonders ging uns heute unser lieber guter Franz Gerzabek, Lehrer in Gföhl, ab. Wie lustig ging es immer am heiligen Abend bei uns in seiner so angenehmen Gesellschaft zu. Er war einer, dem jedermann gerne seine Zuneigung schenken konnte. Immer fröhlich, stets gut gelaunt, unterhielt er jede Gesellschaft. Er ruht schon über zwei Jahre im kühlen Heldengrab auf der Magierahöhe bei Przemysl, bei dem Orte Mircmez.

Zum Schlusse kommt der Gedanke: Was ist der Mensch? Sein ganzes Leben muss er mit Kummer und Sorgen ertragen. Er arbeitet von früh morgens bis in die späte Nacht hinein um sein tägliches Brot. Der abscheuliche Krieg bricht aus, man muss ins Feld hinaus, dem Feinde gegenüberstehen, den feindlichen Kugeln stets ausgesetzt sein, um seinem Vaterland die ihm auferlegte Pflicht zu erfüllen. Ja, es ist eine heilige Verpflichtung eines jeden Mannes, sein Vaterland vor dem Einbruch des Feindes ins geliebte Heimatland zu bewahren und zu verteidigen. Doch muss man auch die ganze Kriegshandlung von einem anderen Standpunkt betrachten. Man muss nur ein wenig seine Gedanken gehen lassen, dann fragt man sich: „Warum muss das arme Volk sich die Köpfe blutig schlagen lassen, sein Leben hinopfern, wegen der Herren, die am grünen Tisch sitzen, leicht befehlen können, da sie sich doch vor dem feindlichen Feuer schützen können, sich auch mit reichlicher, guter Verpflegung versorgen. Wie soll ein österreichischer Soldat, dem mir vollkommen unbekannten Mann des feindlichen Heeres die Kugel senden, den ich doch mein Lebtag nie gesehen und er auch mir nichts zu Leide tat?“ Ja, das Volk muss durchhalten, sei es an der Front, so auch alle Lieben daheim, bis zum siegreichen Ende.

Krieg kostet Geld, heisst ein alter Spruch. Darum ergingen schon einige Male Aufforderungen an das österreichische Volk: „Zeichnet Kriegsanleihe“. Auch an alle Frontkämpfer im Felde erging dieser Appell. Sogar versprach man uns einen kurzen Wiedersehensurlaub; doch erhielt niemand anschließend gleich diese paar Tage, nein es hieß, wegen bevorstehender großer Truppenverschiebungen „Urlaub gesperrt“.

Dem ausgepumpten Mittelstand, der armen Klasse des Volkes, kam es wohl schwer an, die paar ersparten Kronen dem Vaterland zu opfern. Wenn eine Familie ihr teuerstes Haupt dem Vaterland opfern muss, keinen Verdienst besitzt als den karg bemessenen Unterhaltsbeitrag, ist es wohl sehr traurig noch sein Letztes herzugeben.

Nach dem Abendmahle besuchte ich meinen besten Freund, Karl Eisner, bei dem eben auch die Christbescherung vor sich ging. Im trauten Familienkreis konnte ich nochmals die große Freude des Christfestes miterleben. Wie immer, so auch heute, besuchten wir beide gemeinsam die heilige Mette. Der Himmel lichtete sich auf, das Firmament mit unzähligen Sternlein besät, zeigte sich in voller Pracht. Der am Vortag frisch gefallene Schnee gab noch die sogenannte Schneelichte hierzu. Das schon erhellte Kirchlein füllte sich schon allmählich. Von der Umgebung der Pfarrgemeinde eilten schon viele Gläubige herbei, um ihre stille Andacht an der Krippe des neugeborenen Sohn Gottes zu verrichten. Auch wir beide fanden uns im Gföhler Gotteshaus ein um unseren innigsten Dank Gott dem Herrn zu sagen, dass er uns glücklich wiederkehren ließ, zu unseren Lieben daheim. Nach dem Mitternachtsgottesdienst trafen wir noch einige Kameraden, die auch Urlaub zu den Feiertagen erhielten und sprachen noch eine kleine Weile mit ihnen über gegenseitige Frontabschnitte im Felde. Es kam schon bei jedem der Schlaf, den wir auf der Fahrt vermissen mussten, und kehrten heim um zur wohlverdienten Ruhe zu kommen.

Am Vormittag des heiligen Christtages ging die ganze Familie zum Hochamt, wo so viele Frontkameraden der Heimat sich auch einfanden. Ein fröhlich Wiedersehen in der geliebten Heimat mit ihnen bereitete jedem von uns große Freude. Viele von ihnen waren Schulkameraden von mir. So manche von ihnen erzählten sehr traurige Nachrichten von all meinen Freunden und Bekannten, die schon als Helden fürs Vaterland an der Front gefallen sind.

Der Nachmittag galt besuchen von Verwandten und Bekannten. Es war wohl schon lange her wo Vater und ich mitsammen gingen, sei es im Beruf oder auch privat. Wie schön waren diese Zeiten? Selbe scheinen nicht wieder zu kommen. Manche dieser Familien sahen uns noch mit gerührten Herzen, wie Vater und Sohn, beide im Soldatenkleid im Kriege, nach so langer Zeit mitsammen wieder von Haus zu Haus gingen.

Nach gründlicher Aussprache und Beratung in der Familie rückte all zu schnell die Stunde des Abschiedes von Mutter und Geschwistern heran. Am Nachmittag des Stefanitages sagten wir beide unserer geliebten Heimat wieder ein Lebewohl, marschierten in Begleitung meiner Mutter und Geschwister zu Fuß bis zur Königsalm. Von dort ab allein bis Krems zur Bahn. Auf diesem Alleinmarsch mit meinem lieben Vater versuchte ich es noch ein Mal, ihn auf seinen ernsten Gesundheitszustand aufmerksam zu machen, ihn eindringlichst zu bitten, jetzt doch endlich Ernst zu machen, zum Arzt zu gehen. Dieses Mal nahm er sich ernstlich vor, auf seine Gesundheit Bedacht zu nehmen, und sofort nach dem Einrücken zur Truppe zum Arzt zu gehen. Bei Vater blieb ich noch die Nacht in seinem Quartier und um sieben Uhr früh, an meinem Namenstag, setzte sich der Zug vom Nordwestbahnhof weg in Bewegung um mich nach sechzehnständiger Fahrt zu meiner Ersatzbatterie zu bringen. Dort ging ich meiner zugewiesenen Arbeit, den ganzen Monat Jänner, bis zu deren Vollendung, nach. Einige Zeit blieb ich ohne Beschäftigung. In dieser Zeit wurde eine neue Marschbatterie aufgestellt, zu der von allen möglichen Regimentern Mannschaft und auch Chargen zu uns kamen.

Eines Tages hieß es: „Alle Chargen zum Rapport.“ Diesen hielt der neue Batteriekommandant Hauptmann Volkmer, da unser Hauptmann Spronner zu einer anderen Verwendung abberufen wurde. Beim Rapport teilte unser Kommandant die neu angekommenen Chargen nach ihrem Wissen und Können, sowie auch nach ihrer erfolgten Ausbildung, in die verschiedenen Verwendungsgruppen ein. Zum Schluss blieben alle alten Chargen der Ersatzbatterie übrig. Seine Erkundigung über uns erfolgte nun anschließend. Zufällig stand ich als erster am rechten Flügel und frag mich: „Warum sind sie nicht eingeteilt bei der Marschbatterie?“ Meine Meldung in kurzer Form: „Vor kurzem bin ich erst vom Lazarett zur Ersatzbatterie eingerückt. Stand als Richtvormeister und Telefonist bei der Batterie II. in Rußland im Frontbereich Ostgalizien solange Zeit und fühle mich noch nicht vollständig gesund, wieder ins Feld zu gehen. Ich gehe sehr gerne wieder hinaus an die Front, doch muss ich unbedingt von meiner mir draußen geholten Krankheit vollständig geheilt sein.“ Mit großem Interesse folgte er

meinem Bericht und bemerkte zum nebenstehenden Feuerwerker Wagner: „Dieser Mann bleibt noch längere Zeit hier, bis er sich erholt hat.“ Diese Anweisung genügt mir. Es bestand somit die Hoffnung noch längere Zeit beim Ersatzkader verbleiben zu können. Mit Feuerwerker sprach ich nachher in seiner Stube über meine weitere Verwendung. Dieser war mir jetzt sehr gut gesinnt, so wird es auch weiter zum Aushalten sein.

Am 8. Feber 1917 erhielt ich eine Dienstreise nach St. Pölten um zwanzig Mann Rekruten, Jahrgang 1899, von sieben Ergänzungskommandos: St. Pölten, Wien A. und B., Znaim, Brünn, Iglau und Kremsier, abzuholen. Mit dem Nachtzug von Pauschowitz weg nach Wien, woselbst mein Einlangen um sieben Uhr früh erfolgte. Mein erster Weg galt zu meinem lieben Vater hinaus ins Türkenschanzlager v. I.R. 49. Wie groß mein Erstaunen als ich Vater sah. Am Körper ganz abgemagert und ein blasses Aussehen verrieten am ersten Blick seine schon so weit fortgeschrittene Krankheit. Mein so unerwarteter Besuch bereitete ihm viel Freude. Meine erste Frage: „Bist du schon beim Arzt gewesen?“ „Ja, ich war bereits“, war seine Antwort. Nun berichtete er über die Vorkommnisse der letzten Woche. Vor acht Tagen kam Schwester Ida nach Wien zur Prüfung der Bürgerschule. Vater holte die Schwester bei schlechter nasskalter Witterung vom Bahnhof ab, woselbst er einige Zeit auf den verspäteten Zug warten musste. Beide fuhren hernach zur Tante Käthe hinaus in die Lustgasse. Bis zehn Uhr abends weilte Vater bei ihnen. Er fühlte sich dort nicht mehr ganz wohl. Sein Gesicht schwoll momentan an und verspürte auch eine akut eintretende Müdigkeit. Die Fahrt hinaus ins Lager war mit vielen Beschwerden am Körper belastet. Die ganze Nacht hindurch wollte der ersehnte Schlaf nicht eintreten. Fröhligens redeten seine Zimmerkameraden ihm so eindringlich zu, doch den Arzt zu rufen, oder selbst zur Visite zu gehen. Sein Entschluss reifte, doch zur Krankenvisite zu gehen, doch was musste er hier erleben. Bei der nasskalten Witterung mussten die Maroden volle zwei Stunden stehen und halb erfroren kamen sie hernach zur Visite. Dort verschlechterte sich bei jedem der Krankheitszustand. Verkühlung und Lungenentzündung an der Tagesordnung. Die untersuchenden Ärzte meinten es mit Vater wohl gut und sandten ihn nach der gründlichen Untersuchung ins Garnisonsspital zur weiteren Konstatierung. Dortselbst erkannten die Ärzte die Untauglichkeit zum Militärdienst und weiter zur Subtrahierung meinem lieben Vater vorgestellt. Die sofortige Ausscheidung aus dem aktiven Stand und Überstellung zur Entlassung aus dem Militär erfolgte nun, doch vorerst gebot der Bescheid zur Erholung ins Kriegsspital Grinzing. Diese Mitteilung erschütterte mich sehr, doch was muss der Soldat alles ertragen? Nicht genug all die Leiden, Strapazen im Felde, die große Lebensgefahr im Kampfe mit dem Feinde? Vater ging am Abend ins Kriegsspital.

Ich selbst fuhr vorerst zu meinen lieben Großeltern nach Heiligeneich. Um sieben Uhr abends traf ich bei ihnen ein. Liebevolle Aufnahme bei Großmutter und Tante Poldi. Ausführlicher Bericht über Vaters Gesundheitszustand und Abgang ins Spital brachte allen tiefstes Leid. Erst zu später Nachtstunde begaben sich alle zur wohlverdienten Nachtruhe. Schon um halb fünf Uhr früh musste ich mich zum Bahnhof begeben, da der Zug nach St. Pölten Punkt fünf Uhr früh abfährt. Zu meinem Pech kam der Zug überhaupt nicht. In Folge Maschinendefekt konnte der planmäßige Zug von Michelhausen nicht weg. Erst um neun Uhr vormittag lief der nächste Zug von Tulln aus, mit dem ich nach St. Pölten fahren musste. Diese Verspätung um fünf Stunden ließ ich auf meiner Marschroute mir vom Bahnamt Heiligeneich bestätigen, um mein verspätetes Melden in der Kanzlei des Ergänzungsbezirkskommandos rechtfertigen zu können. Um ½12 Uhr mittags erreichte ich St. Pölten und mit eilendem Schritt ging es zum Erg. Bez. Kommando hinaus. Dort war niemand mehr zu finden. Nach langen hin- und herlaufen fand ich einen Zugsführer der Kanzlei. Seine erste Frage: „Warum bist du so spät gekommen? Der Oberst war schon sehr ungehalten über das unpünktliche Eintreffen des Abholkommandos für den morgigen Rekrutenempfang.“ Er übernahm die Bestätigung der Bahn als meine Rechtfertigung. Für Nachmittag galt ein Besuch bei Onkel August im Kriegsgefangenenlager Spratzern. Nach vollen fünf Jahren galt es heute ein Wiedersehen mit ihm zu erleben. Bei meinem Eintreten in die Schlafbaracke konnte ich Onkel August bald finden. Bei seinem Bett stand er ganz vertieft beim Ordnen seiner ganzen Habseligkeiten im Kofferl. Ganz leise näherte ich mich ihm, begrüßte ihn mit den Worten: „Grüß dich Gott Onkel!“ Wie er meinen Gruß hörte, erschrak er förmlich. Nach längerem Nachdenken erkannte er mich doch. Übergroß war seine Freude über meine Anwesenheit bei ihm, nach so langer Zeit, nach seinem Abgang von uns in Gföhl im Oktober 1912. Es war eben Sonntag nachmittag, Gustlonkel lud mich ein auf eine Jause in einem nahegelegenen Bauerngasthof. Seiner übergroßen Freude Ausdruck gebend, ließ er mir von all dem Guten, das die jetzige schwere Kriegszeit eben bieten konnte, in reichlichem Maße geben. Wein, Most, Wurst, Käse, Geselchtes und Rauchwaren von seinem ersparten Vorrat. All zu rasch verging der schöne Nachmittag mit dem Erzählen gegenseitiger Kriegserlebnisse, von der Heimat, Familien, Geschwister und vielerlei anderer Themen. Nach recht rührendem Abschied voneinander kehrte jeder zu seinem Bestimmungsort, er ins Lager, ich in die Stadt. In meinem eiskalten Zimmer verbrachte ich diese Nacht doch bei gutem Schlaf.

Zeitlich früh gab es Tagwache. Sieben Uhr mussten alle beim Gasthaus „Zum blauen Ochsen“ gestellt sein. Von vielen Truppenkörpern trafen bereits die Transportkommandanten und auch eine große Anzahl Rekruten ein. Der Herr Oberst ließ auch nicht lange auf sich warten und hieß sogleich alle Transportkommandanten antreten. Ein Stabsfeuerwerker machte die Meldung. Zum Vortreten wurden alle befohlen, die sich Sonntag vormittag um acht Uhr nicht gemeldet hatten. Sieben Kommandanten traten vor. Als erster kam ich dran: „Warum sind sie gestern zur bestimmten Zeit nicht dagewesen? Laut Anordnung, die ihre Batterie von mir erhielt, hätten sie sich um acht Uhr früh melden sollen. Haben sie diese Anordnung durchgelesen?“ In strammer militärischer Haltung berichtete ich mein Missgeschick. Die Zugsverspätung stand auf der Marschroute, folglich konnte ich erst um zwölf

Uhr mittags mich melden, was mir der Zugsführer auch bestätigte. Herr Oberst frug den anwesenden Zugsführer, ob meine Angaben auch auf Wahrheit beruhen. Jawohl, alles in Ordnung. Meldung erfolgte Sonntag um zwölf Uhr mittags. Mich ließ man hernach sofort abtreten.

Zwanzig Mann Rekruten waren für unsere Batterie bestimmt. Da ich aber nur allein hier war, so bekam ich nur dreizehn Mann, mit denen ich noch abends nach Wien musste. Die anderen sieben Mann erhielt ein anderer Kommandant dazu, bis Josefstadt in Böhmen. Von dort muss ein älterer Rekrut die Führung bis nach Theresienstadt übernehmen. In Wien um acht Uhr abends eingetroffen, doch an ein Weiterfahren war nicht mehr zu denken. Ein Rekrut hatte hier in Wien einen Onkel, der ein Hotel besitzt. Alle konnten bei ihm Quartier bekommen. Mit dem Frühzug nach Theresienstadt zu fahren überlegte ich mir. Ich musste doch nochmals zu meinem Vater hinaus ins Reservespital Grinzing. Allen Rekruten stellte ich eine Bestätigung aus und gab ihnen den ganzen Tag frei zur Besichtigung der Wienerstadt. Einige unter ihnen waren stadtkundig und nahmen die Landkinder mit. Für fünf Uhr abends beim Hotel gestellt, von dort gemeinsam zum Nordwestbahnhof marschiert zur Abfahrt nach Leitmeritz, gab ich allen den Befehl.

Um neun Uhr vormittag erreichte ich Grinzing. Im Barackenspital erkundigte ich mich, wo Vater lag. Im Saal II. soll er sein, war die Antwort in der Aufnahmekanzlei. Beim Durchgang im Krankensaal konnte ich meinen Vater fürs erste nicht finden. Es lag wohl ein alter Mann im 3. Bett links vom Eingang beim Fenster, doch nicht mein Vater. Hatte keine Ahnung, wo er sein könnte. Ging noch ein Mal den ganzen Saal durch, nahm jeden kranken Patienten noch ein Mal im Geiste durch, doch Vater fand ich nicht. Lauter junge Leute lagen hier im Krankensaal. Ich wollte schon das Krankenlager der Leidenden verlassen, doch dachte ich mir im Stillen, gehst noch ein Mal zu dem alten Mann beim Fenster hin. Als ich am Fuße des Bettes stand, musste ich zu meinem Entsetzen meinen Vater erkennen. Er schlummerte ein wenig dahin. Ich wollte ihn nicht aus dem Schlafen unliebsam stören. blieb ganz ruhig beim Nachbarbett sitzen und unterzog Vater einer stillen Betrachtung. Wie weh war mir ums Herz, ihn hier so anzutreffen. Es fehlte nichts mehr, als das Ausbleiben des Pulsschlages, hätte ich nur mehr den zum Skelett abgemagerten Leichnam vor mir. Im nächsten Augenblick schwanden mir Gott sei Dank diese üblen Gedanken. Mein lieber Vater schloss seine gütigen liebmeinenden Äuglein auf und blickte mir klar entgegen. Wie erstaunte er, als er in dem vor seinem Bette Stehenden mich erkannte. Vater entschuldigte sich, dass er nicht früher erwachte und berichtete: Ein wunderschöner Traum ließ ihn in so fröhliche Stimmung versetzen. „In meiner lieben Werkstätte in Gföhl, habe mit dir fleißig gearbeitet. Ich war schon wieder bei vollen Kräften, der Krieg war aus und du kamst vom Militär zurück, die Friedensengel läuteten uns Krieger in unsere Heimat ein“. Dies war sein Traum. Wie er dies erzählte, war er der Meinung, wir befinden uns daheim in unserer Werkstätte bei der Hobelbank. Doch welche bittere Enttäuschung? Als Vater erkannte, dass es nur ein Traum gewesen war, meinte er: „Ach wäre das schön gewesen!“ Nun fühlte er sich schon wieder im Krankensaal anwesend. Auf meine Frage wie die Behandlung, Verpflegung und Umgang der Ärzte sei, war Vater nicht gut zu sprechen. Genaue Angaben hörte ich nun von ihm. „Die Ärzte machten am ersten Tag nicht viel mit mir. Genaue Untersuchung war vorderhand noch keine. Die bekannte I. Diätverpflegung, wie Milch und Eierspeisen, leicht verdauliche Mehlspeisen, meistens flüssige Nahrung, Wein, zwei weiße Weckerl, das kann ich doch vertragen. Tante Käthe, Adelheid und Poldi besuchen mich abwechselnd, bringen mir gute Leckerbissen und auch viel Zerstreuung in den grauen Alltag.“ Nach dreistündigem Plaudern nahm ich Abschied von ihm, in der sicheren Hoffnung, eine bald eintretende Besserung erwarten zu können. Ein herzlich Lebewohl, mein lieber guter Vater, und ich war fort von ihm.

Am Weg zur Tante Adelheid in Döbling kehrten die bösen Gedanken über Vaters Elendszustandes wieder zurück und konnte sie nicht wie früher ganz loswerden, bis ich wieder bei meinen Rekruten war. Bei beiden Tanten ließ ich von meinem Grübeln nichts merken. Alle waren mit mir eines Gedankens, Vaters Zustand wird sich doch durch die Spitalspflege in Kürze bessern und gut nach Hause kommen. Durch die Aussprache und Beisammensein mit ihnen kehrte auch bei mir eine Beruhigung ein.

Gegen Abend ging es in Eile zu meinen Leuten, welche schon alle auf mich marschbereit warteten. Mit dem 5er Wagen zum Nordwestbahnhof, kräftiges Nachtmahl eingenommen, bevor wir den Bahnhof betraten. Ohne weitere Schwierigkeiten konnten wir einen leeren Waggon bekommen. Mit gemütlichem Plaudern verging uns allen die Nacht rasch, um zehn Uhr vormittag fuhren wir bereits am Bahnhof Leitmeritz ein. Bevor wir in die Kaserne einrückten blieben wir in Leitmeritz in einem Gasthaus „Zum deutschen Hans“, woselbst das Frühstück eingenommen wurde. In dieser Tischrunde gab es wohl noch die letzte Aussprache im Zivilkleid, dann hieß es hineinschlüpfen in das Waffenkleid. Die Rekruten interessierten sich für die hiesige Gegend, Leute und Brauchtum, sowie über die ersten Ausbildungswochen.

Im Laufe des Nachmittages marschierte ich mit meinen Rekruten nach Theresienstadt zur Ersatzbatterie und meldete mein Einrücken mit dreizehn statt zwanzig Mann. Ihr Erstaunen, dass nur dreizehn Mann gekommen sind, begründete ich. Laut Befehl von St. Pölten hätte ein weiterer Begleitmann beigegeben werden müssen. Die fehlenden sieben Mann werden von Josefstadt selbst kommen. St. Pölten war am weitesten entfernt und ich war als erster mit meinen Rekruten hier. Hätte ich geahnt, dass die anderen Transportführer soviel über die Zeit ausbleiben, wäre ich wohl auch nach Hause in die geliebte Heimat zu meinen Lieben gefahren. Die Übergabe der Rekrutenmannschaft beim dienstführenden Feuerwerker Wagner erfolgte am Abend und nachher vergönnte sich jeder eine angenehme Ruhe nach der schlaflosen Nacht.

Nächsten Tag ließ mich Rechnungsführer Berner in die Kanzlei rufen und frug mich, ob ich nicht gewillt wäre, die Stelle eines Fassungsunteroffizieres übernehmen zu wollen, da der gegenwärtige abkommandiert wurde. Diese Beschäftigung sagte mir besonders zu, da eine richtige Arbeit für mich dadurch gegeben ist. In dieser Stellung war ich mein eigener Herr und Hunger brauchte ich auch keinen leiden. Die Kameraden der Ersatzbatterie lernte ich im Laufe der Zeit auch kennen. Von meinen Frontkameraden der Feldbatterie II. rückten auch einer nach dem anderen zur Ersatzbatterie ein. Von nun an herrschte wieder die alte Frontkameradschaft, die für uns alle nun eine große Freude bereitete.

In Brujau, einer Ortschaft drei Kilometer von Theresienstadt entfernt, wurden unsere neu eingerückten Rekruten in Bauernhöfen und Scheunen einquartiert. Einige meiner Frontkameraden kamen auch zu ihnen hinaus als Instruktoren. In dieser Ortschaft führte die Anwesenheit des Militärs auch zu fröhlicher Stimmung bei der tschechischen Jugend. An dienstfreien Sonntagen zogen ganze Kolonnen dorthin. In einem Gasthof, wo auch ein Grammophon seine Melodien hören ließ, ging es jedes Mal recht lustig zu. Zum Essen und Trinken war alles vorbereitet. In dem Bauerndorfe erhielt jeder Soldat um sein Geld etwas zum Essen, auch zum Mitnehmen für die kommende Woche. Auch an Tanzmusik fehlte es nicht. Zur Faschingszeit hielt die Dorfjugend einen sehr gelungenen Faschingszug, bei dem sich alt und jung freute. Bis in die späte Nacht hinein tanzte die fröhliche Jugend des Dorfes in Gesellschaft des dort stationierten Militärs. Die tschechisch sprechenden Mädchen waren stets liebevoll mit den jungen Soldaten. Es gab mit ihnen eine gemütliche Unterhaltung. Ich selbst tanzte nicht. Meine Gedanken weilten in freier Stunde stets beim Vater in Wien. Sein Zustand gab mir oft trübe Gedanken und große Sorge um ihn.

Neben meiner Fassungsbeschäftigung ging ich auf eine Stunde in die Unteroffiziersreitschule. Dort gab es eine wirklich gute Ausbildung im Reiten. Bis jetzt saß jeder von uns jungen Frontsoldaten nur am Pferd im Sattel, so wie es halt die unbedingte Notwendigkeit ergab. So manches Mal gab uns unser Pferd die Richtung an, wo wir hin sollen, wo keine Gefahr für uns bestand. Auch ich verdankte oft und oft meinem Pferd so manches Mal mein Leben.

Anfang März erhielt ich von Vater einen ausführlichen Brief, in dem er mir von seinem Zustand genauen Bericht erstattete. Während des ganzen Spitalsaufenthaltes kümmerten sich die Ärzte nicht. Es trat keine Besserung ein, immer mehr kam er vom Leibe. Über diese traurige Mitteilung tief ergriffen ging ich sofort zum Rapport mit der dringenden Bitte um Urlaub. Unser neuer Batteriekommandant Oberleutnant Bruno Brehm, ein äußerst lieber und rücksichtsvoller Vorgesetzter, gab mir nach genauer Schilderung meiner Familienverhältnisse und Verlesung von Vaters Brief sofort sieben Tage samt Reise Urlaub. Sollte ich mit sieben Tagen nicht genug Urlaub haben, kann ich jederzeit um Verlängerung ansuchen, seine Bewilligung ist mir sicher. Eine sehr baldige Genesung meines Vaters sei sein Wunsch mit auf die Urlaubsreise, die ich schon abends antreten konnte. Noch nie in meinem Leben bei Militär traf ich einen solch liebevollen und Einsicht habenden Offizier und Vorgesetzten, wie mein jetziger Batteriekommandant es ist.

Im überfüllten Zug gab es keinen Schlaf. Kein Sitzplatz zu bekommen, so verging die Nacht mit Plaudern mit einem Batteriekameraden, der ebenfalls Wien als Reiseziel hatte. Um sieben Uhr früh rollte unser Zug in die Nordwestbahnhofhalle ein. Sogleich schwang ich mich in einen Straßenbahnwagen der Linie 5, der mich bis zur Währingerstraße führte und weiter gings ins Kriegsspital Grinzing zu meinem lieben guten Vater. Wie erstaunte er, als ich bereits um neun Uhr vormittag bei ihm erschien. Vater hatte keine Ahnung, dass ich auf seinen mir gesandten Brief einen Urlaub mir verschaffen könnte. Seine übergroße Freude über mein Kommen zu ihm, ließ ihn auf Stunden seine großen Leiden vergessen. Über meine letzten Erlebnisse beim Kader musste ich genauen Bericht erstatten, was ihn besonders interessierte betraf den neuen Batteriekommandanten Oberleutnant Bruno Brehm. Im Verlaufe des Gespräches kam er auch auf seine letzten Erlebnisse im Spital. Vor zwei Tagen unterzogen die Ärzte seinen Magen einer gründlichen Untersuchung. Am nächsten Vormittag trug man ihn in einen Untersuchungssaal, woselbst sein Magen ausgepumpt wurde. Man gab ihm nachher einen reisartigen Brei zum Essen, den er nur mit großer Mühe hinunterbrachte. Beim ersten Löffel ekelte ihn schon. Nachdem er mit dieser Prozedur fertig war, machten die Ärzte vier Röntgenbilder in Abständen von einer Viertelstunde, um die Verdauung der Speisen in seinem kranken Magen sehen zu können. Von dieser genauen Untersuchung konnte Vater nichts Genaues über seine Krankheit erfahren. Eine bestimmte Diagnose konnte von keinem Arzt gegeben werden. Wenn meine liebe Mutter die Ärzte über die Wahrheit der Krankheit meines lieben Vaters eindringlich fragte, erhielt sie folgende Antwort: „Ja, liebe Frau, ihr Mann ist sehr schwach, ihm fehlt es ein wenig im Magen“, sonst keine weiteren Berichte, ob der Zustand heilbar ist, oder keine Aussicht besteht auf Genesung.

Von dem Besuch unserer lieben Mutter erzählte er mir sehr viel. All seiner Lieben daheim gedachte er beim Plaudern mit Mutter. Sein Interesse am Geschäft war besonders rege, als käme er voll gesund zurück und beginnt mit großer Freude sein weiteres Schaffen im Tischlerhandwerk. Ich erzählte ihm auch von der Güte meines Batteriekommandanten und teilte ihm mit, dass ich gleich noch um drei Tage Urlaubsverlängerung ansuche, um Zuhause notwendige Reparaturen im Hause selbst vornehmen zu können. Wie begeistert war er über meine Absicht zu Hause zu arbeiten. Sogleich bemühte sich Vater mir über die noch vorhandenen Holz- und Farbmateriale vorräte zu berichten. Seit der Zeit meiner Einrückung bis zu der meines Vaters waren bereits ein  $\frac{3}{4}$  Jahr vergangen. Nach dreistündigem Plaudern verabschiedete ich mich um sein gewöhntes Mittagsschläfchen nicht zu stören.

Um fünf Uhr nachmittag bestieg ich am Franz Josefs Bahnhof den Personenzug und nach zweieinhalb Stunden Fahrt erreichte ich Krems. Von dort musste ich ganz allein zu Fuß nach Gföhl den Marsch bei stockfinsterer

Nacht beginnen. Um die Mitternachtsstunde erreichte ich todmüde mein Elternhaus. Meine liebe Mutter und Geschwister erwachten sofort nach meinem Klopfen am Schlafzimmerfenster. In so später Mitternachtsstunde gab es wieder ein fröhlich Wiedersehen mit meinen Lieben in der Heimat. Über meine Mitteilung, dass ich sieben Tage Urlaub mir bei meinem Chef erbat, waren alle hoch erfreut, mich wieder bei ihnen zu haben.

Im Kreise um den Küchentisch nahm alles Platz, wo in Friedenszeiten die ganze Familie ihr Plauderstündchen abhielt. Doch heute fehlte das Familienhaupt, unser lieber, seelensguter Vater, der sterbenskrank im Spital liegen musste. Unser erstes Gespräch war Vaters Zustand und Behandlung der Ärzte, doch niemand dachte an den wirklich trostlosen Befund, der Vater bevorstand.

In diesen paar Urlaubstagen gab es im Hause selbst soviel Arbeit, man wusste nicht, wie rasch die so schönen Urlaubsstunden dahin gingen. Trotz der Urlaubsverlängerung war es schon wieder an der Zeit von Zuhause Abschied zu nehmen. In Erwartung einer baldigen Besserung der Krankheit unseres lieben Vaters, sowie Erhalt eines Anbauurlaubs für mich gaben wir uns zufrieden. In Wien gut angekommen. Bei Vater draußen im Kriegsspital traf ich unser liebes Großmutterl aus Heiligeneich, die wieder viele gute Leckerbissen für Vater mitgebracht hatte, die er immer mit Freude entgegennahm und auch immer vollauf verzehrte. Tante Käthe kam auch noch zu Vater auf Besuch hinzu, da war es nun ein dreiblättriges Kleeblatt im Kreise um Vaters Bett. In den hell leuchtenden Augen und überguten Laune erkannten wir die große Freude, die Vater mit unserem Besuch soeben erleben konnte. Noch nie konnte ich Vater in seiner Krankheit in solch guter Stimmung antreffen. Bis fünf Uhr nachmittag blieben wir alle bei Vater um ihm durch unser so langes Bleiben den ganzen Nachmittag zu verschönern. Hernach gingen wir drei zu Tante Adelheid in Döbling, wo Großmutterl Quartier nehmen konnte. Auch hier war wieder eine Besprechung unter uns über Vaters Zustand. In vorgeschrittener Abendstunde kehrten Tante Käthe und ich in ihre Wohnung heim und blieb bei ihr über Nacht. Nächsten Morgen hieß es wieder zur Bahn um nach Theresienstadt einzurücken. Meine Beschäftigung bei der Ersatzbatterie war wieder die gleiche. Eine normale Beschäftigung und Wachdienst halten, so vergingen all die Wochen bis zu den Osterfeiertagen. In Leitmeritz konnten einige Kameraden und ich das Stadttheater und Kino besuchen, sonst gab es hier keine Unterhaltung.

Am Karsamstag veranstaltete unser Batteriechef, Herr Oberleutnant Brehm, ein Terrain - Reiten in die nächste Umgebung. Es nahmen daran teil: